

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“

erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustrirter Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr

beträgt für die 4 gespaltele Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Zukunft der Balkanstaaten.

Mit dieser Angelegenheit haben sich offiziöse und halb-offiziöse Blätter in der letzten Zeit wiederholt beschäftigt und zwar so angelegentlich, daß man annehmen kann, die Sache sei nicht von ungefähr gekommen. Namentlich ein Artikel der „Rölnischen Zeitung“ hat viel Aufsehen gemacht und da man den braven Mann kennt, der von Berlin aus die offiziöse Parole in das rheinische Blatt hinein zu schmuggeln pflegt, so weiß man auch, woher der Wind weht.

Es heißt zunächst, die Gruppe der Balkanländer müsse selbstständig werden. Dagegen kann wohl Niemand etwas einwenden, der wünscht, daß die schönen Provinzen am Balkan, die Jahrhunderte lang durch unselbige politische Zustände verheert und niedergedrückt worden sind, für eine moderne Entwicklung zugänglich gemacht werden. Aber was heißt in diesem Falle selbstständig? Doch nur, daß Rußland wie die Türkei gar keinen Einfluß auf die Balkanstaaten mehr haben. Und dazu gehört noch viel. Zunächst müßten die Türken ganz aus Europa hinausgemorren werden. Dann aber müßte sich ganz West- und Mitteleuropa zu einem großen Bunde zusammenfinden, um die Unabhängigkeit der Balkanstaaten gegenüber Rußland zu wahren. Und wären sie dann in Wahrheit unabhängig? Wer aber sollte statt des Sultans in Konstantinopel sitzen? Ein englischer oder russischer Vasall, der Fürst von Bulgarien oder der König von Griechenland? Das würde sicherlich noch einen blutigen Kampf geben und sicherlich würde vom Dache des Serais zu Konstantinopel vorher die grüne Fahne des Propheten wehen, am alle Moslemein zum Kampfe gegen die „Ungläubigen“ aufzufordern.

Der Offiziöse der „Rölnischen Zeitung“ denkt sich die Sache freilich viel einfacher. Er sagt: „Nachdem Rumänien und Bulgarien unter Führung deutscher Fürsten zum Bewußtsein der Kraft gelangt sind, verlangen sie jetzt Raum und Ruhe zu freier und friedlicher Entwicklung in Gestalt einer staatlichen Zusammenschließung auf nationaler Grundlage, so wie es ihre eigenen Interessen erheischen und nicht etwa unter Hintansetzung derselben wie von Seiten der Mächte bisher geschehen ist, nach Maßgabe russisch-österreichisch-englischer Interessenpolitik, welche wahrlich keine europäische Politik gewesen ist. Sie wollen frei werden von der eigenmächtigen Vormundschaft einzelner Mächte, sie wollen weder Russen zweiter Klasse werden, noch sich von Rußland als Widerkopf gegen die Türken, noch von England als eine Schanze gegen die Russen gebrauchen lassen, sie wollen weder eine Tausch- oder Ausgleichswaare, noch ein Spielball für Europa bilden, sondern sie verlangen die Neuregelung der Verhältnisse

nach ihren eigenen nationalen und brüderlichen Bedürfnissen. Und es wäre gewiß eine schöne Aufgabe deutsch-mitteleuropäischer Orientpolitik, nach dieser Richtung hin fördernd zu wirken, damit den Balkanländern endlich dauernder Friede gegeben, der europäischen Welt jede neue Beunruhigung genommen, die orientalische Frage auf europäischem Gebiete endlich befriedigend gelöst werde. Dinehin strebt die Entwicklung der Balkanländer diesem Ziele zu, Rumänien ist ihm rasch nahe gekommen, Griechenland schreitet dahin vor, Bulgarien hat einen ersten großen Schritt gethan.“

Das ist ein schöner Traum, nur zu schön für die rauhe Wirklichkeit im Schlusviertel des neunzehnten Jahrhunderts. Darnach soll Deutschland berufen sein, die orientalische Frage zu lösen.

Nun, wir wünschten gewiß, daß Deutschland im Stande wäre, die Orientfrage, diesen unentwärtbaren Knäuel, zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Nur müßte diese Lösung eine friedliche sein, denn die Lust, für orientalische Interessen am Balkan sein Blut zu verspritzen oder etwa für Alexander I. irgend welche sonstige Opfer zu bringen, dürfte in Deutschland nicht sonderlich groß sein. Wir haben uns in Deutschland gerade genug mit anderen Dingen zu beschäftigen, um es überflüssig erscheinen zu lassen, auf solche Abenteuer auszugehen. Da wir die Stimmung der Völker in Bezug auf solche Projekte kennen, wissen wir auch, daß die offiziöse Leichtfertigkeit in diesem Falle so ziemlich von Niemandem geteilt wird.

Der Gedanke einer „deutsch-mitteleuropäischen Orientpolitik“ ist weder originell noch besonders tief; man kann nicht leicht begreifen, wie eine solche inszeniert werden sollte, da das Deutsche Reich an die Balkanstaaten, um die es sich handelt, weder direkt grenzt, noch eine Schlachtlotte besitzt, die stark genug wäre, in den orientalischen Gewässern zu dominieren. Und eine „deutsch-mitteleuropäische Orientpolitik“ ließe sich doch schwerlich allein an den grünen Lischen abmachen. Die rumelische Revolution von oben hat gezeigt, wie leicht ein Vertrag durchlöchert werden kann.

Aber eine „deutsch-mitteleuropäische Orientpolitik“, gestützt auf die deutschen Fürsten der Balkan- und Donaustaaten, würde zweifelsohne zu einem großen Konflikt zwischen Deutschland und Rußland führen, der mit einer blutigen Entscheidung enden müßte. Daß dieser Kampf unvermeidlich und nur eine Frage der Zeit sei, ist von vielen scharfsichtigen Politikern behauptet worden. Sie werden wohl Recht haben. Andererseits ist auch kein Grund vorhanden, diesen Kampf herbeizuwünschen, denn ein blutiger Kampf läme nach tausend Jahren immer noch zu

fröh. Die Herren Offiziösen würden besser thun, sich mit näherliegenden Dingen, als mit solch weitausgespannten Phantasiebildern zu beschäftigen. Man hat doch allen Grund, sich mit Nachdruck dafür zu äußern, daß den russischen Grenzfliegeln ein Ende gemacht oder Genugthuung verlangt und erreicht werde. Vor einigen Tagen sind wieder Deutsche, und zwar Forstbeamte, die sich auf der Jagd befanden, von russischen Grenzkosaken angegriffen worden. Die Kosaken versuchten die Deutschen gefangen zu nehmen; als dies nicht gelang, schossen die Kosaken scharf und verwundeten mehrere Leute. Die Blätter, welche diesen beläunlich nicht vereinzelt dastehenden Vorfall melden, fügen hinzu: Beschwerte bei der russischen Regierung wird nichts nützen! — So! Sollte man nicht in der Lage sein, die erforderliche Energie anzuwenden, um diesem Unwesen zu steuern? Und wenn nicht, warum nicht?

Fürst Bismarck hat die Wiederherstellung Polens einen Traum und Schwärmerei für Polen kindisch genannt. Nun, wir wollen darüber nicht rechten; soviel steht aber für uns fest, daß die Theilung Polens der verhängnisvollste Fehler war, der von Preußen und Oesterreich begangen werden konnte. Was brauchte man sich heute über einer „deutsch-mitteleuropäischen Orientpolitik“ den Kopf zu zerbrechen, wenn Polen noch als Staat und Nation vorhanden wäre!

Politische Uebersicht.

Zu einer Berichterstattung über die sogenannten Arbeiterkolonien oder die Bestrebungen zur Unterbindung der Arbeitslosen in Kolonien und Verpflegungsstationen hat der Kultusminister die Konsistorien aufgefordert. Den kirchlichen Organen wird empfohlen, derartige Bestrebungen möglichst zu unterstützen. — Wie weit sich die Berichterstattung erstrecken soll, ist nicht zu ersehen. Von wesentlichem Nutzen könnte dieselbe nur dann sein, wenn sie eine recht genaue wäre, wenn auch die Umstände, welche die Arbeitslosigkeit des Kolonisten veranlassen, aufgeführt würden. Eine genaue und richtige Statistik würde sehr bald dem noch vielfach herrschenden Vorurtheil, daß die „Bogabonden“ zumeist nur Menschen sind, die absolut nicht arbeiten wollen, ein Ende machen. Und dann würden natürlich auch alle jene Mittelchen, welche von unwissenden Leuten heute gegen die „Landstreicher“ empfohlen werden, als überflüssige und ungerechte erkannt werden; der Ruf nach Gendarmen würde demnach Sozialreformen weichen müssen.

Die Reform des Wahlgesetzes wird sich nach dem neuen Antrage der sozialdemokratischen Fraktion nicht bloß auf die beiden (von der Presse ganz ungenau wiedergegebenen) Punkte erstrecken, sondern, wie das „Deutsche Wochenblatt“ mittheilt, namentlich folgende Bestimmungen enthalten:

- 1. Der Wahltag muß stets ein Sonntag sein.

„Seit gestern. Herr von Loffow hat ihm die Thüre gezeigt. Was sollte ihn nun noch hier zurückhalten? Das Geld, welches er Ihnen versprochen hat, nimmt er mit hinüber, er wäre ja ein Thor, wenn er es Ihnen gäbe!“

„Wuth, Haß und Rachsucht leuchteten aus den Augen des Kammerdieners, aus jedem Zuge seines verzerrten Gesichtes, welches abwechselnd dunkelroth und dann wieder todesbleich geworden war.“

„Sein Mißtrauen schwand gegenüber der Offenheit Barnelows, aus den Worten des letzteren mußte er ja entnehmen, daß die Beiden keineswegs so sehr befreundet waren.“

„Er wird es nicht mitnehmen!“ sagte er mit heiserer Stimme. „Betrügen soll er mich nicht.“

„Wie wollen Sie es verhindern?“

„Ich lasse ihn verhaften!“

„Dho, das ist rasch gesagt!“

„Sie denken, ein armseliger Kammerdiener läme gegen einen so vornehmen Herrn nicht an! Wenn Sie wüßten, was ich weiß, würden Sie anders reden.“

„Möglich, aber man legt manchmal allzugroßen Werth auf etwas, was —“

„Ich bin meiner Sache gewiß!“

„Gut,“ sagte Barnelow, während er nachlässig mit seiner Lognette spielte, „theilen Sie mir mit, was Sie wissen, und wenn es in der That eine wirksame Waffe ist, so werde ich sie in Ihrem Interesse benutzen.“

„Joseph schüttelte zögernd das Haupt.“

„Wenn ich Ihrem Verlangen nachkomme, so ist die Waffe nicht mehr in meiner Hand,“ erwiderte er, „und sie soll darin bleiben, bis ich mit Sicherheit weiß, daß Herr Rabe wirklich mich betrügen will.“

„Ist Ihnen das noch immer nicht klar geworden?“

„Ich kann nicht glauben, daß er so thöricht sein soll, er weiß ja selbst, was ihm bevorsteht.“

„Dandelt es sich dabei um die Ermordung des Doktors Wieland?“

„Rein.“

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman

von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Wollen Sie mir einen Gefallen erzeigen?“

„Wenn ich es vermag, weshalb nicht?“

„Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, machen Sie Herrn Rabe darauf aufmerksam, daß ein Mann von Ehre sein Versprechen halten muß.“

„Halten Sie ihn für einen Mann von Ehre?“

Joseph blickte betroffen auf, diesen Einwurf hatte er offenbar nicht erwartet.

„Er will es sein,“ erwiderte er zögernd.

„Ich aber sage Ihnen, es wird Ihnen nichts nutzen, wenn Sie an seine Ehre appelliren.“

„Wenn Sie die Güte haben wollten —“

„Gewiß, ich will mit ihm reden, aber den Erfolg kann ich Ihnen schon jetzt voraussagen. Er wird über die Zustimmung lachen und sie unverschämmt nennen.“

„Wenn er das thut —“

„Nun, was dann?“

„Joseph streich mit der Hand über die Stirne, von der die hellen Schweißtropfen niederrieselten, er fühlte, daß er zu viel getrunken hatte, nichts destoweniger leerte er noch einmal sein Glas auf einen Zug.“

Barnelow gab dem Wirth die leere Flasche und forderte eine neue, er selbst trank wenig.

„Was dann?“ wiederholte der Kammerdiener mit verbissenem Groll. „Dann muß die Sache anders angefaßt werden.“

„Vorausgesetzt, daß Sie einen Druck auf ihn üben können!“

„Ich kann es.“

„Dah, es mag sein, daß Sie einige kleine Geheimnisse Ihres Herrn kennen, ein Kammerdiener findet ja dazu immer

Gelegenheit, aber denken Sie nicht, daß Sie darauf so großes Gewicht legen dürfen.“

„Kleine Geheimnisse?“ unterbrach Joseph ihn hastig.

„Was ich weiß, fällt schwerer in die Waagschale.“

„Was wird es sein? Vielleicht hat er seine Schwester während der Zeit seiner Verwaltung dann und wann um einige Summen betrogen, aber glauben Sie, daß die Generalin seine Bestrafung beantragen wird? Also mit dieser Drohung wäre es auch nicht.“

„Das weiß ich ebenfalls, und es wäre lächerlich, damit drohen zu wollen.“

„Na, dann sprechen Sie frei von der Leber weg!“ sagte Barnelow ermunternd.

„Kann ich Ihnen helfen, so soll es geschehen, und wenn ich auf Ihrer Seite stehe —“

„Werden Sie es thun?“

„Wenn ich es verspreche, unter allen Umständen!“

„Herr Rabe ist Ihr Freund.“

„Doch nicht in dem Maße, wie Sie zu glauben scheinen! Seitdem ich ihn auf einer falschen Fährte ertappt habe, schenke ich ihm kein Vertrauen mehr, und ich will Ihnen offen gestehen, daß ich immer geglaubt habe, er werde über kurz oder lang mit dem Staatsanwalt in unangenehme Berührung kommen.“

Der Kammerdiener blickte den eleganten Herrn forschend an, er wurde immer verwirrter, er wußte ja nicht, wie weit er diesem Manne vertrauen durfte.

„Und er scheint das selbst zu fühlen,“ fuhr Barnelow fort, „es muß ihm wohl klar geworden sein, daß der Boden unter seinen Füßen nicht mehr fest ist, er will auswandern, sein Glück in Amerika versuchen, und dann haben Sie das Nachsehen.“

„Wann will er abreisen?“ fragte Joseph über-rascht.

„Sehr bald, vielleicht schon morgen.“

„Das kann ich nicht glauben, er will ja Fräulein von Loffow heirathen —“

„Sie wissen noch nicht, daß die Verlobung aufgehoben ist?“

„Seit wann?“

2. Eine Stichwahl findet allemal den zweitnächsten Sonntag nach der resultatlosen Hauptwahl statt.

3. Der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 entsprechend, werden die Wahlkreise neu eingetheilt und muß diese Neueinteilung alle 10 Jahre nach Maßgabe der veränderten Bevölkerungsziffer wiederholt werden.

4. Zur Sicherung des Wahlgeheimnisses werden amtlich gestempelte Koutertags ausgegeben, und wird das höchste wie das niedrigste zulässige Gewicht des zu Stimmzetteln zu verwendenden Papiers festgesetzt.

5. Während der Dauer der Wahlbewegung kommen alle landesgesetzlichen Beschränkungen der Versammlungsfreiheit, insbesondere die Anmeldepflicht, völlig in Wegfall.

Die Forderung der Proportionalvertretung ist nicht in Aussicht genommen. Die vorstehend aufgeführten Bestimmungen würden hinreichen, um — die Annahme des Arbeiterstimmgesetzes mit dem gesetzlichen Verbot der Sonntagsarbeit vorausgesetzt — jedem Wähler die Theilnahme an der Wahl zu ermöglichen, die Zahl der Vertreter im Reichstage in ein richtiges Verhältnis zum fortgesetzten Wachstum der Arbeiterbevölkerung zu bringen und das Wahlgeheimnis vor jeder Kontrolle durch Polizei oder Fabrikherrn zu bewahren. Eine vollständig freie Wahl wird freilich noch lange nicht erreicht, dieselbe wäre erst möglich in einem Staat, der so weit fortgeschritten wäre, auch die Arbeit von ihrer Abhängigkeit vom Kapital freizumachen!

Die Ausweisungfrage dürfte, wie der „Nat.-Ztg.“ als feststehend mitgeteilt wird, in irgend einer Form gleich nach der Konstituierung des Abgeordnetenhauses in demselben zur Sprache kommen. In Abgeordnetenkreisen will man wissen, fürst Bismarck beabsichtige, persönlich die Vertretung der Regierung dabei zu übernehmen. — Man kann das auch schon von den Reichstagsdebatten her wissen; der Reichskanzler hat in der an seinen Gehaltsposten im Etat geknüpften Danksagung über die Ausweisungen schon angekündigt, daß er bei der betreffenden Debatte im Abgeordnetenhause daselbst erscheinen werde. Seit einer Reihe von Jahren hat fürst Bismarck im Abgeordnetenhause nicht gesprochen.

Die Auswanderung Deutscher über deutsche Häfen und Antwerpen nach überseeischen Ländern betrug:

im Monat	in den 11 Monaten
September	Januar/November
1885 4771 Personen,	101 480 Personen.
1884 5966	141 056
1881 11 246	206 047

Fürst Bismarck hat vom Papst einen Orden, und zwar den höchsten, den der letztere zu vergeben hat, erhalten. Es ist dies der Christusorden mit Diamanten. Der „Damb. Korrespondent“ läßt sich diese Nachricht extra aus Rom telegraphieren.

Folgende Ausweisungsgeschichte wird von der „Gazeta Torunska“ (Polnische Thorner Ztg.) erzählt: Aus Riszwald im Kreise Lubau sollte ein 21-jähriges Mädchen, Marie Kochowicz aus Polen, ausgewiesen werden. Der Ortsvorsteher in Kazanik erhielt vom Landrath die Weisung, das Mädchen solle in acht Tagen das preussische Gebiet verlassen oder mit Gewalt über die Grenze gebracht werden. Der Ortsvorsteher setzte die arme Person davon nicht in Kenntniß, sondern nahm ohne Weiteres zwei Männer an, welche am 21. Dezember Morgens das nicht benachrichtigte und weinende Mädchen mitnehmen wollten. — Der Onkel des Mädchens, ein Bauer, bei dem sie sich aufgehalten hatte, bat den Ortsvorsteher, der Ausgewiesenen wenigstens einige Stunden Zeit zu lassen, damit sie ihre Sachen mitnehmen könne. Der Mann drohte dem Bauern mit Haft, da er sich um Dinge kümmerte, die ihn nichts angingen, und schlug seine Bitte ab. Dieser Mann ist, nebenbei gesagt, Pole und Katholik! Der Transport mit dem Mädchen ging nach Mawa mit der Bahn ab. Die russischen Beamten schritten, als sie den Sachverhalt erfuhr, das Mädchen zurück, damit sie ihre Sachen abhole, den Transporteuren drohten sie mit sofortiger Verhaftung und dreimonatlichem Gefängniß, weil sie ohne Legitimation die Grenze überschritten hätten. Schließlich lehrten die Leute in Begleitung des Mädchens nach Jan zurück; dort wollten nunmehr die preussischen Beamten sie nicht über die Grenze lassen, nun trat das Mädchen für sie ein, und so kamen sie an den Ausgangspunkt zurück. Nachdem das Mädchen sodann ihre Selbstheiligkeit im Empfang genommen, hat sie Preußen verlassen.

Die Ausschüsse des Bundesraths beginnen heute ihre Thätigkeit wieder und am Donnerstag wird die erste Plenarsitzung in diesem Jahre stattfinden. In Bundesrathskreisen ist man, wie verlautet, auf eine sehr umfassende und lebhaft Thätigkeit für die nächste Zeit vorbereitet. Nach wie vor wird behauptet, daß die Vorverhandlungen über das Branntweinmonopol zwischen den Regierungen noch immer fortdauern und die Bundesrathsmitglieder zumeist erst aus den offiziellen Mittheilungen des preussischen Finanzministeriums Kenntniß von dem Inhalt der beabsichtigten Vorlage empfangen hätten. Man meint, daß diese Angelegenheit im Bundesrathe nicht so

schnell ihre Erledigung finden werde, wie hier und da bis jetzt angenommen worden ist.

Der Antrag der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, das Dynamitgesetz wieder aufzuheben, findet nicht den Beifall der deutschfreisinnigen Partei. Der bekannte Herr Alex. Meyer äußert sich in der „Breslauer Ztg.“ dazu folgendermaßen: „Es liegt für einen solchen Antrag nicht die geringste Veranlassung vor. Richtig ist es, daß die Verurtheilungen aus dem Dynamit-Gesetz bisher Menschen getroffen haben, denen eine böse Absicht nicht zur Last gelegt werden kann, und daß eigentliche Verbrecher von denselben nicht betroffen worden sind. Aber weder der eine noch der andere Umstand kann zur Veranlassung genommen werden, das Gesetz wieder aufzuheben. Das Strafgesetz richtet sich nicht allein gegen böswillige Verbrecher, sondern auch gegen Fahrlässigkeit, und die bürgerliche Gesellschaft muß auch gegen die letztere geschützt werden. . . Die bisherigen Verurtheilungen, die auf Grund dieses Gesetzes ergangen sind, haben in überraschender Weise den Beweis geliefert, wie sehr die Leute, die berufsmäßig mit Dynamit umgehen, das Bewußtsein ihrer Gefährlichkeit verlieren, und ein Strafgesetz, welches dieses Bewußtsein schärft, wirkt sehr nützlich. Zum Theil hatten die Verurtheilten von dem ergangenen Gesetze noch keine Kenntniß erlangt; das ist sehr bedauerlich; aber gerade die ergangenen Strafurtheile werden dazu mitgewirkt haben, die Kenntniß von dem Gesetze zu verbreiten. Man kann übrigens von jedem besonnenen Menschen verlangen, daß er sich, auch ohne ein Strafgesetz zu kennen, von der Gefährlichkeit des Dynamits Rechenschaft giebt und sich nach Mitteln umsieht, den Gefahren aus dem Wege zu gehen. Von dem Vorwurf einer schweren Fahrlässigkeit ist keiner der Verurtheilten freizusprechen. Vielleicht würde es sich empfehlen, durch örtliche Bekanntmachungen auf die strenge Beobachtung des Gesetzes hinzuwirken.“

So weit der Herr Meyer. Herr Meyer hat selbstredend noch niemals in der Praxis etwas mit Dynamit zu thun gehabt, und es ist mithin erklärlich, daß er schon bei dem Gedanken an dieses fürchterliche Sprengmittel eine gelinde Gänsehaut bekommt. Welchen Werth die Ansichten dieses Herrn haben, zeigt ein Brief, welcher dem „Deutschen Wochenblatt“ von einem Bergmann aus dem Rheinland zugegangen ist. Derselbe lautet:

„Als Bergmann sehe ich mich veranlaßt, Ihnen einige Mittheilungen über Unzuträglichkeiten des Dynamitgesetzes zu machen, die Sie vielleicht werden verwenden können. Wenn die hochlöbliche Polizei hier uns Bergleuten etwas auf die Finger setzen würde, würden wir aus den Dynamitprozessen gar nicht mehr herauskommen, denn die hiesigen Grubenvereine haben gewöhnlich mehrere Jeden (Schächte), es wird aber bloß auf einer Stelle Dynamit verausgabt, und nicht unter 2 1/2 Kilo, was doch ein direkter Verstoß gegen das Gesetz ist und im Falle einer Anzeige schon an und für sich eine Verurtheilung zur Folge haben würde. Wenn nun der Bergmann frühzeitig hat, entsteht Mittags die Frage, wo soll er sein Dynamit lassen? Wenn er keinen Kameraden hat, der Mittags arbeitet, ist er doch verpflichtet, es mit nach Hause zu nehmen. Dasselbe ist der Fall, wenn der Bergmann Nachtschicht hatte. Die Vorschrift lautet, der Steiger solle jedem Bergmann nicht mehr Dynamit geben, als er zur Schicht, oder vielmehr zu dem Sprengschuß gebraucht. Ein Steiger hat gewöhnlich 100, auch 150, mitunter sogar 200 Mann in seinem Revier, wo er fahren, d. h. jede Schicht besuchen muß. Von diesen durchschnittlich 150 Mann sind ca. 20 Mann Steinarbeiter, Bergleute, die je 2 und 2 Mann wohl 5 Minuten weit von einander entfernt arbeiten; da ist es doch unmöglich, genaue Kontrolle zu üben. Und arbeitet ein Bergmann zur Nachtschicht, so fehlt der Steiger gänzlich.“

Ich arbeitete vor einem Jahr bis vor drei Monaten auf Zeche * * * Schacht II für Steinarbeit und mußte immer Nachts gehen und arbeiten. Meinen Sprengstoffbedarf hatte ich mir von Schacht I zu holen. Mittags um 1 Uhr war ich also gewarnt, ihn unwillig mit nach Hause zu nehmen, jedesmal 5 Pfund Dynamit und 100 Bündhütchen, die gerade so stark sind wie ein Pfund Dynamit, aber viel gefährlicher. Anfangs ging ich, weil ich mich gegen Denunzianten und Polizeispiegel sichern wollte, nach Schacht II, forderte mein Grubenlicht (Wetterlampe), um das Dynamit in die Grube vor meine Arbeit zu tragen. Da kam ich schon an. Ich wurde abgewiesen mit dem Bemerkten, wenn ich nicht arbeiten wolle, dürfe man mir keine Lampe geben. Dagegen beschwerte ich mich beim Steiger, der auch die Achseln, indessen da ich mich auf das Dynamitgesetz berief und er gerade zur Schicht anfahren wollte, that er mir den Gefallen und nahm das Dynamit zur Grube mit. Das nächste Mal aber traf ich ihn nicht an, war also gezwungen, das Dynamit mit nach Hause zu nehmen, denn hätte ich es weggeworfen und die Polizei hätte dies herausgekriegt, so wäre ich auch straffällig gewesen und hätte dabei noch 6 Mark eingebüßt, denn ich hätte das Dynamit bezahlen müssen. Angenommen, ich hätte dasselbe weggeworfen und jemand, der das Gesetz noch nicht kennt, hätte es gefunden und mit nach Hause genommen und die Polizei wäre es ge-

werde darüber mit Ihnen berathen und Ihnen alsdann auch sagen, wie Sie sich zu verhalten haben.“

„Ich will's vorher noch einmal in Güte versuchen,“ sagte der Kammerdiener mit einer ablehnenden Geste, „vielleicht erfüllt er sein Versprechen doch.“

„Denken Sie nicht daran!“

„Ich lasse die Hoffnung noch nicht fallen.“

„Und wann wollen Sie den Versuch machen?“

„Morgen Vormittag.“

„Sie werden abermals abgewiesen, Rabe glaubt nicht an den Ernst Ihrer Drohungen. Ueberlassen Sie mir diesen Versuch, vertrauen Sie mir Ihre Beweise an —“

„Heute noch nicht!“

„Und wenn es nun morgen schon zu spät wäre?“ sagte Barnelow ärgerlich. „Nehmen Sie doch Vernunft an! Ich rathe Ihnen ja nicht in meinem, sondern in Ihrem Interesse! Und Ihre Drohungen, ich wiederhole das noch einmal, werden gar keinen Eindruck auf ihn machen, anders dagegen gestaltet sich die Sache, wenn ich mit der Anzeige beim Staatsanwalt drohe! Also wie war's mit dem Gärtner? Welche Geheimnisse enthielten die Papiere, die ihm gestohlen wurden?“

„Das weiß ich nicht, ich habe diese Papiere nicht gesehen!“

„Sie haben sie in der Hand gehabt!“

„Das Kästchen, in dem sie lagen, war verschlossen.“

„Und Rabe hat die Papiere vernichtet.“

„Hat er es nicht getan, so müssen sie sich noch in seinem Besitz befinden, ich habe sie nicht gesehen,“ erwiderte Joseph, dessen Blick immer fester und gläserner wurde.

„Und der Gärtner drohte mit gerichtlicher Anzeige, nicht wahr?“ forschte Barnelow weiter. „Rabe fürchtete ihn, und deshalb mußte er —“

„Warten Sie bis morgen!“ fiel der Kammerdiener ihm ins Wort. „Sie sollen Alles erfahren, wenn ich das Geld nicht erhalte. Es wäre eine Schmach für mich, müßte ich jetzt zurücktreten und dem Wirth sagen, ich habe das Geld nicht, um die Bedingungen des Vertrages zu erfüllen. Sie halten Alle mich für einen vermögenden Mann, ich mußte

wahr geworden, so müßte auch der verurtheilt werden, ob zu Recht oder zu Unrecht, kommt nicht in Frage, das Gesetz will es so. Und das genügt. In den Besitz von Dynamit kann aber bei uns Mancher kommen, er weiß nicht wie. Beispiels halber auf folgende Weise. Auf vielen Gruben werden die Querschläge (Steinarbeit) mit Maschinen getrieben, wo jedes Mal etwa 10 bis 12 Schuß auf einmal abgefeuert werden. Da wißt oft der erste Schuß den andern über den Haufen, dieser explodirt also nicht und liegt zwischen den Steinen; die Steine werden mit den Schaufeln aufgeladen und zu Tage geschickt, dazwischen das Dynamit. Am Tage kommen nun unschuldige Kinder, um aus den Steinen Kohlen herauszufuchen, sie finden das Dynamit, nehmen es mit nach Hause, der Vater denkt sich dabei nichts, kommt die Sache aber heraus, so hat er seine 3 Monate weg. Oder es findet das Dynamit der Ausschütter des Wagens, was hier meistens Fremde (Polen) sind, denn einen hiesigen Bergmann findet man selten darunter. Solch ein Pole also, der nichts vom Dynamit kennt, nimmt es in seiner Dummheit mit und später wird dasselbe gelegentlich einmal entdeckt Dynamit aber im Besitz eines polnischen Proletariats! Welche Fälle von scharfsinnigen Kombinationen für einen strebsamen Staatsanwalt, für den inquirirenden Untersuchungsrichter! Solcher Fälle lassen sich in mancherlei Variationen unzählige denken und daß sie vorkommen, beweisen die von Auswärts gemeldeten Verurtheilungen wegen Vergehens gegen das Dynamitgesetz, von denen bis jetzt auch nicht eine einen ernstlichen Hintergrund hatte.“

Dieses Schreiben des einfachen Bergmanns spricht deutlich genug gegen das Dynamitgesetz; es wird von demselben vor wie nach nur der harmlose Mensch getroffen werden, während es dem wirklichen Dynamikarden niemals ein Hinderniß sein wird.

Münch., 31. Dezember. Das Kreisamt hat die von hiesigen Metallarbeitern intendirte Gründung eines Fachvereins nach Aufhebung des allgemeinen Fachvereins und seiner hiesigen Filiale auf Grund des Reichsgesetzes „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ verboten. Dem provisorischen Vorstand sei, nach der „Ref. Ztg.“, eröffnet worden, daß auch nur der Versuch, in die Oeffentlichkeit zu treten, strafrechtliche Folgen nach sich ziehen würde. — Bei dieser Gelegenheit drängt sich uns die Frage auf: Wann erhalten schließlich die Münchner Metallarbeiter die Berechtigung wieder, einen Verein zu gründen? Wenn nun auch der frühere Fachverein, wie das behauptet wird, „gemeingefährlich“ war, so ist damit doch keineswegs bewiesen, daß der neu zu gründende dieselben Wege einschlagen wird. Will man jede neue Vereinsgründung als eine „Fortsetzung“ der verbotenen Mitgliedschaft betrachten, so werden die Münchner Arbeiter in der Metallbranche bis zum jüngsten Tage warten müssen, bevor ihnen die ohnehin schon winzige Koalitionsfreiheit wieder gegeben wird. Auf die Arbeiter wird das Vorgehen der Behörde sicherlich keinen günstigen Eindruck machen.

München, 2. Januar. Gestern Vormittags wurden die Bewohner unserer Stadt durch einen Neujahrsgruß der Sozialdemokraten überrascht; es war dies ein auf zwei Seiten bedrucktes Blatt mit der Ueberschrift: „Proßt! Neujahr!“ Die Vertheilung scheint eine sehr gründliche gewesen zu sein, man will wissen, daß 50 000 solcher Flugblätter vertheilt worden sind.

Österreich-Ungarn.

Die verurtheilten Starcevicaner erfreuen sich in hohem Grade auch der Sympathien des schönen Geschlechts in Kroatien. Am 30. v. Mts. überfanden die Damen Agrams durch Frau Razura, Gattin des Abgeordneten Dr. Razura, dem inhaftirten Dr. David Starcevic aus Anlaß seines Namens-tages als Ehrengabe einen silbernen Pokal mit der Inschrift: „Dem Gefangenen für's Vaterland, Dr. David Starcevic. Die kroatischen Frauen Agrams. 30. Dezember 1885.“ Frau Razura erhielt keinen Einlaß in das Gefängniß und übergab deshalb den Pokal an den Onkel des Inhaftirten, Dr. Anton Starcevic, mit der Bitte, denselben seinem Neffen zukommen zu lassen. Voranstehende Mittheilung wurde vom Agrarer Telegraphenamt säkirt. — Es zeigt sich hier wieder, daß eine Oppositionspartei mit Gewaltmaßregeln nicht unterdrückt werden kann.

Schweiz.

Eine Drohbrieff-Affaire in Appenzell. In der mechanischen Stickeret „An der Bißl“ in Appenzell befinden sich die Sticker in Streik, weil die Löhne hinter denjenigen anderer Stickerereien zurückstehen und das Betriebssystem mit dem Arbeitsgesetz sich nicht in Einklang befindet. Konzeptionen, welche die Geschäftsleitung den Arbeitern gemacht, hat einen Theil derselben veranlaßt, die Arbeit wieder aufzunehmen und der Verwaltung eine Ehrenerklärung zu geben. Ein Theil der Arbeiter aber streikt und wird von der Appenzeller Bevölkerung, die, wie die lokale Presse, durchaus auf der Seite der Streikenden steht, sowie von den Arbeiterorganisationen unterstützt. — Jetzt hat nun der Direktor der Fabrik einen Drohbrieff sehr schlimmen Inhalts bekommen, der offenbar darauf berechnet ist, die streikenden Arbeiter zu diskreditiren, diesen Zweck aber

ihnen das ja vorzuschwindeln, um mir Kredit zu verschaffen.“

Barnelow nickte zustimmend, sein Blick ruhte lauern auf den beiden Polizeibeamten, die kurz vorher eingetreten waren und nun allein an einem Tische zunächst der Thüre saßen.

„Das wäre allerdings eine Schmach,“ sagte er, „und Sie könnten nicht einmal Rache für dieselbe nehmen. Wenn Rabe abgereist ist, so haben Sie das Nachsehen, und an Spott wird es dann auch nicht fehlen.“

Er brach ab, ein Fremder hatte an demselben Tische, an welchem die Beiden saßen, Platz genommen, sie ahnten nicht, daß dieser Fremde der Sekretär des Polizeipräsidenten war.

„Wie wollen warten bis morgen,“ sagte Joseph, „so rasch wird er nicht abreisen.“

„Das können Sie nicht wissen!“

„Ich bin ja noch in meinen Diensten, also werde ich doch wohl sehen, ob er Vorbereitungen trifft.“

„Sie werden hinter Ihrem Rücken getroffen. So dumm ist er nicht, daß er Ihnen sein Vorhaben verräth.“

„Haben die Herren schon gehört, daß man dem Mörder des Antiquars auf der Spur ist?“ mischte Kallenborn sich jetzt in die Unterhaltung.

Joseph zuckte ärgerlich die Achseln, als ob er andeuten wolle, er interessire sich nicht für dieses Thema, Herr von Barnelow sah den Fragenden erwartungsvoll an.

„Die Geschichte selbst werden Sie kennen,“ fuhr Kallenborn fort, „ein gemeiner Raubmord.“

„Ich kenne sie,“ unterbrach Barnelow ihn. „Ich glaube, Ihr Herr stand mit dem Antiquar auch in Verbindung.“

„Kann sein!“ erwiderte Joseph mürrisch. „Was kümmert mich die Angelegenheit?“

Kallenborn beobachtete ihn unverwandt, die Verwirrung des halb berauschten Mannes konnte ihm nicht entgehen.

„Der Antiquar hat gestern Abend noch Besuch ge-

„Oder um die Papiere, die dem Gärtner der Generalin geraubt worden sind?“

„Auch das nicht.“

„Aber um den angeblichen Selbstmord dieses Gärtners,“ sagte Barnelow leise, aber dennoch mit scharfer Betonung. „Der Mann hat nicht selbst sich das Leben genommen, er ist gemordet worden, sagen Sie die Wahrheit!“

Joseph schlug die Augen nieder, diese direkte Frage brachte ihn sichtbar in Verlegenheit, und für Barnelow war diese Verlegenheit ein Beweis, daß er sich auf der richtigen Fährte befand.

„Wenn Sie das beweisen können, so haben Sie allerdings eine furchtbare Waffe,“ fuhr er fort, „aber was nützt sie Ihnen, wenn Sie keinen Gebrauch von ihr machen wollen? Morgen Abend kann Rabe schon die Stadt verlassen haben, Sie müssen ihm den Daumen auf's Auge halten. — Vogel friß, oder stirb!“

„Er hält mich von Tag zu Tag hin.“

„Weshalb lassen Sie sich hinhalten? Zahlt er das Geld nicht, so gehen Sie zum Staatsanwalt!“

„Das wird auch geschehen!“

„Es hätte längst geschehen müssen.“

„Wieder ruhte der Blick Joseph's befremdet auf dem Manne, der in seinen Augen ein Kavalier, ein Mann von Ehre war.“

„Und das sagen Sie, der Freund des Herrn Rabe?“ fragte er.

„Ich habe Ihnen schon erklärt, daß diese Freundschaft einen Riß erhalten hat,“ erwiderte Barnelow achselzuckend. „Sie sehen, Alles zieht sich von ihm zurück, die Gründe liegen nahe, sie lassen sich mit leichter Mühe errathen. Nichts desto weniger will ich für Sie den Kampf mit ihm aufnehmen. — weshalb? Weil ich Ihnen wünsche, daß Sie vorwärts kommen!“

Begriff Joseph dieses Wohlwollen auch so rasch nicht, so hielt er sich doch verpflichtet, für dasselbe zu danken.

„Und nun die Beweise!“ fuhr Herr von Barnelow wieder fort, nachdem er noch einmal die Gläser gefüllt hatte, „es kommt darauf an, ob sie überzeugend sind. Ich

durchaus verfehlt, da er nach Stil und Schreibweise wohl in einem Bureau, niemals aber in einer Arbeiterwohnung geschrieben sein kann. — Die ganze Streklaffäre liegt jetzt dem Bundesrathe vor, um die Verletzungen des Fabrikgesetzes zu konstatiren und zu ahnden.

Großbritannien.

Unter den Drangisten (Protestanten) in Irland herrscht eine sehr erregte Stimmung. Angesichts der Bestrebungen, die Iren durch Konzeptionen zu verführen, wird sogar die Möglichkeit bewaffneten Widerstandes in Erwägung gezogen. Der Abgeordnete Major Saunderson, der am Montag bei einer Drangistenkundgebung in Ballinaboy, Grafschaft Cavan, eine Ansprache an die Versammlung richtete, sagte, daß die loyalen Parlamentsmitglieder in dem Augenblick, in welchem sie irgend eine Tendenz aus Seiten der Regierung bemerken, dem Verlangen der Barrelliten nach einer Trennung oder nach Uebertragung der Kontrolle über die Polizei oder die Finanzen zugestehen, die Regierung stürzen würden. Wenn ein abgeordnetes Parlament gewählt werden sollte, würde es die Pflicht der „Männer von Ulster“ sein, eine Haltung des bewaffneten Widerstandes anzunehmen. Sie hätten nicht die Absicht, der Krone der Königin entgegenzutreten, aber sie würden sich auf das Schlimmste vorbereiten. Redner habe stets geglaubt, daß Trennung einen Bürgerkrieg bedeute, und die Drangisten seien entschlossen, dementsprechend zu handeln.

Kommunales.

Die nächste Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung findet am Donnerstag, den 7. d. M., statt. In derselben wird der Oberbürgermeister Dr. von Forckenbeck die neugewählten, beim wiedergewählten Mitglieder der Versammlung in ihr Amt einführen und verpflichten. Außerdem findet in dieser Sitzung die Neuwahl des Vorstehers, dessen Stellvertreter und der Beisitzer statt. Bis zur Wahl des Vorstehers leitet das an Jahren älteste Mitglied der Versammlung, Geh. Medizinalrath Dr. Schulz, die Verhandlung.

Nachstehende Petitionen sind bei der Stadtverordneten-Versammlung eingegangen: 1. vom Bezirksverein „Alt-Berlin“, betreffend Erbauung einer Fußgängerbrücke an Stelle der abgebrochenen Kavalleriebrücke; 2. von demselben Verein, betreffend Aufhebung der in einem Theile der Burgstraße stattfindenden Straßensperrung; 3. vom Bezirksverein „Hafenstraße“, betreffend Regulirung und Bepflanzung des von dem Kottbusser Damm, der Schönleinstraße, der Doppstraße und der Lachmannstraße begrenzten Platzes A.

Neues Feuerweh-Depot. Der Magistrat hat die Erbauung eines neuen Feuerweh-Depots auf dem Urban beschlossen. Dasselbe ist schon bei Aufstellung des Planes für die Herstellung der nothwendigen Feuerweh-Depots vor sechs Jahren vorgeschlagen worden. Es soll die große Lücke zwischen dem Nebendepot in der Reichensbergerstraße neben der Pumpstation I und dem Hauptdepot an der Schöneberger Brücke ausfüllen und einen großen Theil des Südens einschließlich des Urban und der Hafenstraße bei Feuergefahr decken können.

Lokales.

Die letzten polizeilichen Bekanntmachungen warnen wieder einmal vor einigen Menschenfreunden, die für theures Geld den Kranken Heilung anbieten. Es sind drei Geheimmittel, vor denen in den folgenden Bekanntmachungen gewarnt wird: In der Tagespresse wird gegenwärtig unter dem Namen „Homertiana-Thee“ ein angeblich gegen Lungen-, Hals- und Nieren wirksames Geheimmittel angepriesen, welches von dem Agenten Ernst Weidemann, zu Liebenburg a. O. wohnhaft, in Bäckchen zu 60 Gramm Inhalt, bei einem realen Werthe von 5 bis 6 Pfennigen, für den Preis von 2 Mark verkauft wird und nach dem Ergebnis der amtlich veranlassenen sachverständigen Untersuchung lediglich aus Rogellinbrot besteht, wie er auf allen Wegen und namentlich auch oft in wenig verkehrsreichen städtischen Straßen zwischen den Pflastersteinen wächst. Er unterscheidet sich von dem unter gleichem Namen durch den hier, Alte Jakobstr. 39 wohnhaften Agenten A. Wolfsthal angepriesenen außer dem Preise nur noch durch einen starken Gehalt von unreinen Bestandtheilen, wie Hühner- und Laubensederstein, ausgedroschenen Kornähren u. A. m. Eine spezifische Heilwirkung hat das Kraut nicht. — Die sogenannten Spielmann'schen Hannoverischen Magen-tropfen, welche, zufolge Anzeige in Zeitungen, auch hier sogar in Apotheken vertrieben werden, sind nach der stattgehabten chemischen Prüfung im Wesentlichen ein spirituöser Auszug aus den Bestandtheilen, welche zur Herstellung von sogenannten Magenbittern gemeinlich benutzt werden. — Eine amtlich angeordnete sachverständige Prüfung des von Roman Weismann in Bilsdöfen unter der Bezeichnung „Schlagwasser“ vertriebenen Mittels hat ergeben, daß dasselbe nichts anderes ist, als eine mit etwas Natanbla- oder Kinetinktur versetzte Arnika-Tinktur, deren wahrer Werth pro Flasche etwa 20 bis 30 Pf. beträgt,

habt,“ nahm der Sekretär wieder das Wort, „dieser späte Gast —“

„Ist er schon verhaftet?“ fragte Barnekow rasch.

„Es wäre möglich. Kennen Sie vielleicht einen Herrn Rabe?“

Joseph fuhr erschreckt zusammen, seine zitternde Hand griff nach dem vollen Glase.

„Der soll's gethan haben?“ erwiderte Herr von Barnekow hastig.

„Sein Kammerdiener,“ sagte Kaltborn mit einem raschen, verhöhlenden Seitenblick auf Joseph, der das Glas fallen ließ, daß es klirrend zerbrach. „So sagt man wenigstens.“

Herr von Barnekow blickte Joseph erschreckt an.

„Glauben Sie das doch nicht,“ erwiderte der letztere mit heiserer Stimme, „es ist Unsinn!“

„Wie können Sie das behaupten?“ fragte der Sekretär.

„Weil ich dieser Kammerdiener bin!“

„Sie? Ich glaube, Sie scherzen!“

„Er sagt die Wahrheit,“ erwiderte Barnekow, „und ich glaube auch, daß man ihn fälschlich beschuldigt.“

„Man hat behauptet, Sie seien gestern Abend spät noch bei dem Ermordeten gewesen,“ sagte Kaltborn leise, und der Ton, den er anschlug, mußte Joseph vermuthen lassen, daß er an diesem Manne eher einen Freund, als einen Gegner finden werde.

„Wer behauptet das?“ fuhr Joseph auf, der sich in diesem Augenblicke nicht erinnerte, daß er vor der Hausthüre des Antiquars einem Fremden begegnet war.

„Das weiß ich freilich nicht.“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Warten Sie, ich glaube der Nachtwächter soll es behauptet haben.“

„Ich habe nicht die Ehre, von einem Nachtwächter gekannt zu sein, also ist diese Behauptung jedenfalls aus der Luft gegriffen!“

„Sie waren gestern Abend nicht in dem Hause?“

„Rein.“

„Sonderbar, wie rasch mitunter ein Verdacht entstehen

während Verkäufer sich 8 Mark zahlen läßt. Dieses Mittel hat natürlich nicht die ihm beigelegten Wirkungen.

w. Bereits seit einer Reihe von Jahren sind begründete Beschwerden dadurch veranlaßt worden, daß das zu Bürgersteigbefestigungen und andern baulichen Zwecken verwendete Guß-Asphalt auf den Straßen in offenen Kesseln gelocht wird. Das königl. Polizeipräsidium hat sich daher veranlaßt gesehen, bereits im vorigen Jahre an die hiesigen Asphalt-Fabrikanten eine Verordnung zu erlassen, welche in den hiesigen Straßen eine Beförderung geheizter Asphaltkoch-Apparate auf offenen Wagen verbietet. Zugleich hat dasselbe Verbot über das Beheizen des Asphalts in Paris, London u. eingefordert. Nach diesen Verboten darf in Paris Asphalt auf den Straßen überhaupt nicht gelocht werden, derselbe wird vielmehr in den Fabriken zur Verarbeitung fertig hergestellt und in geschlossenen mit Roaks warm erhaltenen Kesseln nach der Arbeitsstelle befördert, so daß das Publikum in keiner Weise belästigt wird. In London ist theilweise dieses Verfahren gebräuchlich, theilweise findet aber auch das Kochen des Asphalts auf der Straße statt; letzteres jedoch nur in der Zeit von Abends 6 Uhr bis Morgens 8 Uhr. Das Polizeipräsidium hat die fraglichen Berichte dem Magistrat zur Kenntnignahme und mit der Bitte mitgetheilt, bei Ausführung einschlägiger städtischer Arbeiten möglichst Vorschriften zu erlassen, welche geeignet sind, die jetzt bei solchen Arbeiten vorkommenden Belästigungen zu vermeiden.

1316382 ist die Bevölkerungszahl Berlins, welche bei der am 1. Dezember stattgehabten Volkszählung vorläufig konstatirt worden ist. Das entspricht einer Zunahme innerhalb fünf Jahren von rund 190 000, d. i. 16,9 pCt. der Bevölkerung von 1880 oder 3,6 pCt. pro Jahr. Nach diesem Bevölkerungskoeffizienten würde in weiteren 5 Jahren die Bevölkerung Berlins um etwa 223 000 Seelen sich vermehren und am 1. Dezember 1890 ungefähr 1 535 000, und in weiteren zehn Jahren, d. i. im Jahre 1900 würde die Bevölkerungszahl Berlins die Piffer von zwei Millionen längst überschritten haben. Daß dies thatsächlich der Fall sein wird, dafür giebt die rapide Bevölkerungszunahme Berlins, wie sie keine andere Großstadt Europas aufweist, die ausreichende Gewähr. Diese Zunahme erlitt aus folgenden Riffen. Berlin hatte im Jahre 1850 12 000 Einwohner, im Jahre 1860, nach dem dreißigjährigen Kriege, war dessen Bevölkerung auf 61 000 gesunken. Im Jahre 1700 war die Einwohnerzahl Berlins wieder auf 26 000 gestiegen, im Jahre 1712 auf 61 000, im Jahre 1740 auf 90 000, im Jahre 1786, also vor 100 Jahren, auf 147 986, im Jahre 1797 auf 165 726, im Jahre 1804 auf 182 157 im Jahre 1840 auf 300 950, im Jahre 1849 auf 401 000, im Jahre 1855 auf 420 000, im Jahre 1858 auf 438 961 und betrug am 3. Dezember 1861 sammt der Garnison 528 000 Einwohner, am 1. Dezember 1871 825 389, am 1. Dezember 1875 938 635, am 1. Dezember 1880 1 122 230 und beträgt nach der jüngsten Zählung rund 1 316 000 Einwohner. Mit dieser Bevölkerungsziffer rangirt Berlin als dritte unter den europäischen Großstädten. London hatte 1882 eine Bevölkerung von 3 833 272 Seelen und besitz somit, wenn man die inzwischen eingetretene Bevölkerungszunahme berücksichtigt, eine mehr als dreimal so große Einwohnerzahl als Berlin. Paris, die zweitgrößte Stadt Europas, hatte 1881 eine Bevölkerung von 2 299 023 Seelen. Diese Stadt befindet sich aber schon seit Jahren in einem auffälligen Stillstand hinsichtlich der Bevölkerungszunahme. Ob jetzt Petersburg oder Wien als vierte zu nennen ist, darüber entscheidet die Frage, ob man die Bevölkerung der Wiener Vororte zu jener Wiens hinzuzählt oder nicht. Wien besaß am 31. Dezember 1880 eine Zivilbevölkerung von 705 402, an Militärpersonen 20 703, und in den Vororten Wiens befanden sich 377 752 Einwohner, zusammen 1 033 857. Wenn man aber nach demselben Vorgange etwa in Berlin die Einwohner der Vororte, wie Schöneberg, Rixdorf, Charlottenburg u. c., von denen einzelne Theile in unmittelbarem Anschluß an Berlin sich befinden, so zwar, daß ein Theil der Straße noch zu Berlin, der andere zu einem jener Vororte gehört, — während die Wiener Vororte zum Theil recht entfernt von der Stadt und ohne eigentliche Verbindung mit ihr sind — hinzuzählt, so würde sich für Berlin eine ansehnlich größere Bevölkerungsziffer ergeben. Die Wiener Volkszählung wird der unserigen um wenige Wochen nachfolgen. Dieselbe dürfte für des eigentliche Wien eine Einwohnerzahl von höchstens 850 000 konstatiren, das ist 300 000 mehr als vor 30 Jahren, während Berlin inzwischen seine Bevölkerung verdreifacht hat. Petersburg hatte für 1880 eine Bevölkerungsziffer von 929 093 verzeichnet, gegen 448 895 im Jahre 1830, und 588 293 Seelen im Jahre 1861. Die Bevölkerung dieser Stadt nimmt daher auch langsamer, als jene Berlins zu, und wenn es mit unserer Stadt so fortgeht, wie bisher, so können bei dem eingetretenen Stillstande von Paris die Rüstigen unter uns es wohl erleben, daß Berlin die Hauptstadt Frankreichs hinsichtlich der Bevölkerungszahl noch überflügelt.

Der Besitzer des Hauses Neuer Markt und Papenstraßen-Gde, Herr Gastwirth Winkler, Vater von noch sechs unversorgten Kindern, hat sich ertränkt; man sagt: weil er mit

kann,“ sagte Kaltborn achselzuckend, während er den Kammerdiener unausgesehen beobachtete, „und wenn erst ein Gerücht in Umlauf gesetzt ist, dann verbreitet es sich gleich einem Lauffeuer, und Jeder glaubt daran.“

„Möglicher Weise hat Rabe dieses Gerücht erfunden,“ wandte Barnekow sich zu Joseph, der den Schweiß von der Stirne strich. „Das wäre ein famoseres Mittel, der Erfüllung seines Bessprechens zu entgegen. Während Sie in Untersuchungshaft sitzen, macht er sich aus dem Staube!“

In dem starren Blick des Kammerdieners spiegelte sich eine unfähige Wuth, das Blut lodte ihm in den Adern — das war's, was Herr von Barnekow, der nur an seine eigene Rache dachte, erreichen wollte.

„Ein boshafter Feind, dem jedes Mittel erlaubt scheint, kann einen Menschen ins Zuchthaus bringen,“ sagte Kaltborn, das ist schon oft dagewesen. Sie werden wohl thun, wenn Sie sich darauf vorbereiten, der Anklage entgegen zu treten. Hat der Antiquar, als Sie ihn verließen, die Thüre hinter Ihnen geschlossen?“

„Rein.“

„Wissen Sie das ganz bestimmt? Es kommt auf diesen Punkt sehr viel an, eine offene Thüre erleichtert es dem Mörder, unbemerkt in das Haus zu gelangen.“

„Sie war nicht geschlossen.“

„Also waren Sie doch bei dem Manne?“ fragte Barnekow erstaunt.

Bernard Kaltborn hatte sein Glas erhoben, er schien die Farbe des Weines prüfen zu wollen.

Die Polizeibeamten erhoben sich, der Blick Josephs heftete sich voll Angst und Entsetzen auf sie. Sie blieben an der Thüre stehen, eine Hand legte sich schwer auf die Schulter des Kammerdieners.

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie,“ sagte eine Stimme hinter ihm. Welches Verbrechen Sie beschuldigt sind, werden Sie wissen, ein Fluchtversuch wäre nutzlos, unsere Maßregeln sind zu gut getroffen.“

Starr vor Schrecken blickte Joseph den Herrn in Zivil an, der hinter seinem Stuhle stand.

„Wer sind Sie?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Sie haben kein Recht, mich zu verhaften.“

dem Gelbse seines Hauses, daß die Baugesellschaft Kaiser Wilhelmstraße hat enteignen lassen, nicht zufrieden war. Er hatte vor sieben Jahren das Grundstück für 37 000 Thaler erworben und verlangte jetzt 40 000 Thaler dafür. Das schließlich gegen ihn eingeleitete Enteignungsverfahren ist zu seinem Ungunsten entschieden worden und am Spätherabend der Bescheid des Gerichts in diesem Sinne mit der Aufforderung erfolgt, das Gebäude sofort zu räumen. Das hat den Mann so aufgeregt, daß er den Tod im Wasser suchte.

Louisenstädtisches Theater. Nach sorgfältiger Vorbereitung geht nunmehr am Mittwoch abermals eine Opern-Novität, „Signor Lucifer“ in Szene. Dieselbe hat zum Verfasser den in musikalischen Kreisen Berlins wohlbelannten Komponisten und Musiklehrer, Herrn V. Dumak, und läßt der im vorigen Winter mit dieser Oper am Stadttheater zu Stettin errungene bedeutende Erfolg einen solchen auch hier erhoffen. Die Novität geht zum Benefiz des Kapellmeisters Rud. Fischer in Szene.

Belle-Alliance-Theater. „Lucinde vom Theater“ erfreut sich allabendlich der beifälligsten Aufnahme und ist der außerordentlichen Erfolg, den diese Gesangsposse — man kann schon mehr Operette sagen — alle Abende vor dicht besetztem Hause erzielt, ein wohlverdienter.

Gerichts-Zeitung.

Eine Anklage wegen Bestechung und wegen wissenschaftlicher Anschuldigung von allgemeinem Interesse gelangte gestern gegen den Handelsmann Paul Beeze vor der dritten Strafkammer hiesigen Landgerichts I zur Verhandlung. Der Angeklagte hatte sich im Juli v. J. um einen Marktstand auf dem Karlsplatz beworben und die Stelle Nr. 14 von Abtheilung 5 zugetheilt erhalten. Am 8. Juli pr. erschien er auf dem Marktplatz, auf welchen er mit einer größeren Quantität Kirichen gekommen war, und ersuchte den diensthabenden Schuttmann um Anweisung des ihm zugetheilten Platzes. Nach dessen Belundung war dem Angeklagten die ihm zugewiesene Stelle zu sandig; derselbe habe ihm um Ueberlassung einer weniger sandigen Stelle erucht und auf die Erklärung, daß dies unzulässig sei, geäußert, es läme ihm auf ein paar Thaler nicht an. Der Angeklagte habe trotz seiner Abwehr in die Tasche gegriffen und ihm einige Thaler in die Hand stecken wollen. Hierauf habe er, Schuttmann, jeden Versuch mit dem Angeklagten abgebrochen und sei mit der Bemerkung fortgegangen, von diesem Bestechungsversuch Anzeige zu erstatten. Am 9. Juli v. J. ging bei dem Marktplatz-Kommissariat eine Anzeige des Angeklagten gegen den Schuttmann ein, in welcher demselben vorgeworfen wurde, daß er ihm, wahrscheinlich um einen Vermögensvorteil zu erlangen, seinen Platz vorenthalten habe. Der Angeklagte stellt die eiblichen Belundungen des Schuttmanns in Abrede, die Beweisaufnahme fällt aber gegen ihn aus. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnißstrafe von 9 Monaten Gefängniß, der Gerichtshof nahm aber nicht als dargethan an, daß der Angeklagte sich bei Erstattung seiner falschen Anzeige betruht war, damit dem Schuttmann eine strafbare Handlung vorgeworfen zu haben. Er erkannte daher auf Freisprechung von der falschen Anschuldigung und verurtheilte den Angeklagten für die versuchte Bestechung zu 14 Tagen Gefängniß.

Bzüglich der rechtlichen Stellung des Bankiers zu seinen Kunden fällt gestern die dritte Strafkammer hiesigen Landgerichts I eine tief einschneidende Entscheidung. Auf der Anklagebank stand der Bankier Hans Ferdinand Oskar Steinhäuser unter der Beschuldigung, sich einen Geldbetrag von 3000 Mark rechtswidrig zugeeignet und gleichzeitig als Bevollmächtigter über Vermögensstücke seines Auftraggebers zu dessen Nachtheile verfügt zu haben. Der Angeklagte erhielt am 15. Mai v. J. von dem Landwirth Denecke 3000 M. behufs Ankaufs von 3000 M. 4-prozentigen braunschweigischen Eisenbahnprioritäten. Zwei Tage darauf zeigte er seinem Kommitenten den Ankauf der Effekten an, entschuldigte sich aber mit einem Todesfall in der Familie, daß die Stücke erst später zur Ausfolgung kommen könnten. Denecke gelangte aber weder in den Besitz derselben, noch erhielt er die eingezahlte Baarsumme zurück, sondern mußte sich schließlich mit der Annahme eines über Schuldcheine lautenden Wechsels begnügen, nachdem Anzeige erstattet, wies der Angeklagte aus seinen Büchern nach, daß er sogar 5000 Mark braunschweigische Eisenbahnprioritäten damals angekauft hatte und daß er durch anderweitige Verpflichtungen im Verlust derselben gerathen war. Der Staatsanwalt nahm Unterschlagung und Untreue als konsumirt an und beantragte 6 Monate Gefängniß und 1jährigen Ehrverlust. Der Gerichtshof theilte aber die Auffassung, welche der Verteidiger des Angeklagten, Rechtsanwalt Dr. Sello, zur Ausführung brachte, daß der Angeklagte als Kommissar Eigentümer der angekauften Effekten wurde, daß sonach von einer Unterschlagung oder Untreue keine Rede sein könne. Dagegen fand er in der Handlungsweise des Angeklagten einen Betrug, da derselbe gar nicht die Absicht hatte, dem Auftrag gemäß für Denecke zu erwerben, und dieß demselben ver-

„Ich bin Polizeikommissär,“ erwiderte der Fremde, „machen Sie keine Flausen weiter, die Sache ist in Ordnung!“

„Ich protestire gegen die Verhaftung, denn ich habe das Verbrechen nicht begangen!“

„Darüber, ob Sie es begangen haben oder nicht, zu urtheilen, steht mir nicht zu, ich habe Befehl, Sie zu verhaften. Der Widerspruch in Ihren soeben gemachten Aussagen bestätigt übrigens den Verdacht, der auf Ihnen ruht.“

Die noch anwesenden Gäste hatten die Gruppe an dem kleinen Tische umringt, die Blicke Aller ruhten mit einem seltsamen Gemisch von Neugier, Zweifel, Bestürzung und Abscheu auf dem Verhafteten; eines solchen Verbrechen hätte keiner den elegant gekleideten, schwächlichen Menschen fähig gehalten.

„Er hat rothe Haare!“ sagte der Bäcker.

„Roths Haare und Erlenholz wachsen auf einem faulen Boden,“ fügte der Schneider hinzu.

„Ich muß Sie um Ihren Namen bitten,“ wandte der Kommissär sich zu Herrn v. Barnekow. „Ihr Zeugniß wird für die Untersuchung wichtig sein.“

„Weshalb fragen Sie nicht auch diesen Herrn nach seinem Namen?“ sagte Joseph höhniß, indem er auf den Sekretär deutete. „Ist er vielleicht der Jagdhund, der auf das Wild geheht wurde?“

„Ihr frecher Troß wird bald gebeugt sein,“ erwiderte Kaltborn, dem das Blut jäh in die Wangen schoß.

„Im Gegentheil, ich werde Sie für diese Verhaftung verantwortlich machen! Sie sollen mir den Schaden, den ich dadurch erleide, ersetzen.“

„Denken Sie an Rabe!“ flüßerte Barnekow. „Es ist sein Werk.“

„Vorwärts!“ befahl der Kommissär, während er den Beamten einen Wink gab.

Einer der letzteren griff in die Tasche, ein eisernes Rüttchen klirrte in seiner Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Swiegen hat. Hierfür belegte er den Angeklagten mit sechs Monaten Gefängnis.

Büch. Ende Dezember. Dieser Tage fand vor dem Obergericht als Berufungsinstanz die Klage des Kaufmanns Bruno Sparg in Leipzig gegen den hier erscheinenden „Sozialdemokrat“ statt. Dies Blatt hatte Herrn Sparg, der ein energischer Nationalliberaler und ein sehr bestiger Gegner der Sozialdemokratie ist, mit einigen nicht sehr gewählten Ausdrücken bedient und es wurde denn auch der Redakteur Fischer zu einer Geldstrafe von 80 Freck., zu Tragung der Kosten und Zahlung einer Entschädigung an Sparg verurtheilt. Interessant ist, daß wie sich in der Gerichtsverhandlung herausstellte, der „Sozialdemokrat“ in Leipzig 4—500 Leser hat. Interessant aber ist auch die Charakteristik, die Herr Sparg in dem obergerichtlichen Urtheil erfährt. Es heißt nach der „R. B.“ in demselben: „Einmal ist im Allgemeinen nicht zu leugnen, daß der Kläger (Sparg) es sich, wie bemerkt, angelegen sein läßt, mit allen Mitteln die Sozialdemokraten zu bekämpfen, mit Mitteln, welche kaum in allen Fällen als wohlthätige bezeichnet werden können. In dieser Beziehung braucht lediglich auf Art. 53 hingewiesen zu werden, woraus hervorgeht, daß sich Sparg in einer Versammlung gegen verschiedene Sozialisten in solch' beschimpfender Weise geäußert hatte, daß ihm in einem späteren Strafprozeß eine Rüge ertheilt wurde. Als ein geradezu bedenkliches Wahlmanöver aber ist die Affäre Herrmann zu bezeichnen, wo sich herausgestellt hat, daß Kläger so weit gegangen, für Wahlzwecke den Namen eines Dritten zu mißbrauchen. Sodann ist durch die Zeugen Rotteler und Hofmann wenigstens so viel konstatiert, daß Sparg Wahlversammlungen der sozialdemokratischen Partei zu besuchen und mitunter zu stören pflegt, was selbstverständlich nur aus der Absicht zu erklären ist, den Bestrebungen dieser Partei entgegenzuwirken. Endlich darf noch erwähnt werden, daß im Jahre 1878 in einer sozialdemokratischen Zeitung „Die Fackel“ dem Kläger vorgeworfen wurde, er habe die Leute mit Knütteln bewaffnet, um sie gegen die Sozialdemokraten loszulassen, ohne daß behauptet werden kann, es habe sich der in dieser Weise Angegriffene, welcher sonst derartige Angriffe nicht auf sich sitzen läßt, veranlaßt gesehen, gegen die Redaktion jenes Blattes vorzugehen.“ Hinsichtlich der Bemessung der Strafe erkannte das Obergericht, es habe immerhin billige Rücksicht auf den Umstand Platz zu greifen, „daß die Persönlichkeit des Klägers (Sparg) und dessen Verhalten gegen die sozialdemokratische Partei, speziell das Vorgehen des Beklagten (N. Fischer) in einem milderen Lichte erscheinen lassen.“ — „O weh! ich hab' gewonnen!“ kann Sparg nach diesem Urtheil ausrufen.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Wirtschaftlicher Rückblick. Unter dieser Überschrift geht ein Artikel durch die liberale Presse, der eine gewisse Beachtung verdient. Da gegenwärtig noch eine allgemeine sozial-politische Stille herrscht, können wir uns den Abdruck des ganzen Artikels erlauben. Derselbe lautet: „Vorbei ist das Fest der Weihnacht, die Feier der Bescherungen; der Lichterglanz des Weihnachtsbaumes ist erloschen und Knecht Ruprecht kann von seiner schweren Arbeit wieder ein volles Jahr ausruhen. Er mag froh sein, denn zahlreicher waren diesmal die Wünsche der Menschheit als sonst. Jedermann bringt seine Wünsche zum Ausdruck, aber in der Zeit der wirtschaftlichen Noth bleibt trotzdem noch viel zu wünschen übrig. Die Welt hat Bescheidenheit gelernt, sie ist genügsam geworden. Werden die berechtigten Wünsche bald in Erfüllung gehen? Der Handel ist unbefriedigend, Industrie und Gewerbe klagen über Mangel an Absatz, die Landwirthschaft endlich wird unrentabel. Fast alle Zweige menschlichen Schaffens leiden unter dem Uebermaß der Erzeugung. Die Ueberproduktion schädigt gleichmäßig die Industrie, das Gewerbe wie die Bodenkultur, die immer weiter schreitende Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel hat zur Massenproduktion vieler Industrieartikel und in Konsequenz zur Ueberproduktion geführt, während die Uebermachung neuer Länder in Amerika und Australien auch den Getreideanbau in einer Weise ausgedehnt, daß, wie auf dem Gebiete der Industrie, auch auf jenem der Landwirthschaft ein Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot entstanden ist. Der durch die Ueberproduktion entstandene Ueberschuß an Erzeugnissen der verschiedensten Art wächst in dem Maße, als eben in Folge der unbefriedigenden wirtschaftlichen Lage der Konsum gleichzeitiger gesunken ist. Zwischen der Ueberproduktion und dem Winderwerb besteht eine Wechselbeziehung. Der geringe Absatz nötigt alle wirtschaftlichen Volkswirtschaften, jene des Handels, der Industrie, des Gewerbes nicht minder, wie die des Ackerbaues, zur Einschränkung in der Lebensführung. Der Handelsmann verkleinert seine Bedürfnisse wie der Fabrikant und Landwirth. Die Klage über die Produktion über den normalen Bedarf ist eine allgemeine und der Weg zur Abhilfe liegt vorgezeichnet da, allein es ist bisher nur wenig geschehen, dem Uebel beizukommen. Es giebt nur ein Mittel, der Ueberproduktion zu steuern, das ist die Einschränkung der Erzeugung auf das natürliche Maß. Wie probat dieses Mittel ist, haben wir in einzelnen Fällen und in drastischer Weise in der Zuckerbranche gesehen. Als die Zuckerkrise in verheerender Weise zum Ausbruch gelangte und eine große Anzahl von Zuckerfabriken in arge Verlegenheiten kamen, da hatte man nur wenig oder keine Hoffnung einer baldigen Besserung in der wichtigen Industriebranche. Die Konolidirung stellte sich dennoch nach einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum ein, weil man das Uebel an der Wurzel faßte, indem man den Bau von Zuckerrüben einschränkte und in Folge dessen auch die Zuckerherstellung reduzirte. Der tiefgesunkene Zuckerpreis hob sich allmählig wieder um 30 Prozent und darüber. Das Beispiel, welches die Zuckerindustrie gegeben hat, zeigt, daß es zum Zwecke der Einschränkung der Produktion seiner Art bedarf und das genügt, wenn Jeder in der Erzeugung Maß hält. Die diesmalige wirtschaftliche Weihnachtsbetrachtung kann nur eine wenig freundliche sein, aber die Weihnacht von 1885 kann einen Wendepunkt zum Besseren andeuten, wenn die Erkenntniß des Uebels sich erst allgemein Bahn gebrochen und wenn man die Kraft gefunden hat, demselben energisch die Spitze zu bieten. Bei den Germanen gilt der Christbaum als das Symbol des beginnenden Erwachens im Pflanzenleben; mag er diesmal auch das Symbol des wirtschaftlichen Wiederauwachens sein.“ — Wie wollen hier bei diesen allgemeinen Klagen nur auf einen Punkt eingehen, nämlich auf den Vorschlag, durch Einschränkung der Erzeugung von Waaren der Ueberproduktion zu steuern. Ob man da nicht bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen den Teufel durch den Beelzebub austreibt? Reicht es nicht in dem obigen Bericht, daß gegenwärtig schon der Konsum allzu gering ist? Wird der Konsum aber nicht noch geringer, wenn bei der Produktionsbeschränkung zahlreiche Arbeiter drohlos werden? Es giebt somit nur ein Mittel zur Hilfe, die Hauptkonsumenten, die Arbeiter, so zu stellen, daß sie kaufkräftiger werden und tüchtiger konsumieren können. Andere Mittel werden nicht verlangen.

Von der Gunnerstraße. „Dort wo der Märker Eisen reißt“ lautet die Nachricht sehr traurig. Bei anstrengender Arbeit verdienen dort die Schlofer nur 1 M. 50 bis 1 M. 80 Pf. Das ist für jene Gegend ein Hundelohn, da die Lebensmittelpreise und Miethe bedeutend höher sind, als in den östlichen Theilen Deutschlands. So schlecht, wie jetzt, ist es nach dortigen Berichten überhaupt noch nicht gewesen. Die Arbeitszeit wird immer länger und der Lohn immer geringer. Um einen Begriff von den dortigen Arbeitsverhältnissen zu haben, braucht nur angeführt zu werden, daß für ein Duzend der gangbarsten Sorte von Hängeschloßern, wenn sie laßt

werden 35 Pf., geschliffen 45 Pf. Arbeitslohn gezahlt werden! Was dabei ein Mensch verdienen kann, das läßt sich wohl begreifen. Und früher war jene Gegend wohlhabend, arme Leute gab's kaum dort, tausende von selbstständigen Meißlern und Hammerschmieden wohnten in dem schönen Thale — jetzt sind dort hunderte von hochaufstrebenden ruffigen Fabrikschloten zu sehen und tausende und abertausende von Proletariatsgestalten. Es wird Zeit, daß die Zustände gebessert werden.

Vereine und Versammlungen.

th. Eine öffentliche Versammlung der Zimmerleute, welche außerordentlich stark besucht war, tagte am 3. d. M. in der „Tonhalle“ unter Vorsitz des Herrn Seigt, um sich über die Frage zu einigen: „Wie verhalten die Zimmerleute Berlins und Umgegend sich zu dem von den Bundesmeistern gefassten Beschlusse betreffs Wahl von Gesellenvertretungen auf ihren Plätzen?“ Der hiesige Bund der Bau-, Maurer- und Zimmermeister hat bekanntlich beschlossen, auf allen Plätzen der Innungsmeister von den dort beschäftigten Gesellen Vertreter (Deputirte) wählen zu lassen, um mit diesen über die resp. Lohnforderungen in diesem Jahre zu verhandeln. In den festgesetzten mehrstündigen Debatten traten sowohl der Referent, Zimmerer Darge, sowie der größte Theil der eingerechneten Redner dem Beschlusse der Innungsmeister mit größter Entschiedenheit entgegen, wiewohl auch einzelne Stimmen laut wurden, welche dazu riefen, dem Ansinnen der Innungsmeister versuchsweise Folge zu geben, wie denn auch auf verschiedenen Zimmerplätzen bereits Wahlen stattgefunden haben. Es wurde dem Strategen des Bundes für den Entwurf des projektirten Feldzugsplanes die gerechte Anerkennung nicht versagt, welcher zur Ausführung die für die Meister denkbar günstigste Zeit gewählt habe. Von den gesammten Zimmergesellen ständen zur Zeit höchstens 50 pCt. in Arbeit, von denen die Innungsmeister circa 10 pCt. beschäftigen. Diese aber wären lauter bei Innungsmeistern ergraute und diesen ganz ergebene Leute, aus denen keine Gesellenvertretung gebildet werden könne, abgesehen davon, daß diese nur die Minorität der Gesellen repräsentieren werden. Die einzige maßgebende Gesellenvertretung sei die von der Gesamtheit gewählte Vorkommmission, welche das vollste Vertrauen der Gesellen besitze. Man stimmte darin überein, die Forderung von 50 Pf. Stundenlohn und 9stündiger Arbeitszeit aufrecht zu erhalten, den Bund der Bau-, Maurer- und Zimmermeister vollständig zu ignoriren, vielmehr die außerhalb des Bundes stehenden Arbeitgeber zu veranlassen, eine öffentliche Versammlung einzuberufen, mit der die Vorkommmission zu unterhandeln habe. Demgemäß wurde folgende Resolution gefaßt: „Die heute tagende Versammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden; sie erklärt ferner, an den in der Viktoria-Bräuerei und bei Bugenhagen gefassten Beschlüssen festzuhalten; sie weist die Forderung der Innungsmeister energisch zurück und verweist dieselben an die bestehende Vorkommmission.“

hr. Die öffentliche Versammlung der Steindrucker und Lithographen, welche am Sonntag unter dem Vorsitz des Herrn Wigel, Alte Schönhauserstr. 20, stattfand, beschäftigte sich mit dem Stande des Streiks bei Ernst u. Komp. Der Berichterstatter Herr Vinsener beschränkte sich darauf, mitzutheilen, daß die unverschämten streikenden Kollegen sich weigern, auswärts Arbeit zu suchen, und daß in der letzten Woche zum Streikfonds nur 48 Mark eingegangen seien. Aus der Diskussion war zu entnehmen, daß von den 24 Kollegen, welche die Arbeit vor 6 Wochen eingestellt haben, 11 noch ohne Arbeit sind, daß die Unterstützung für die Verheiratheten 15 und 12 Mark wöchentlich, für die Unverheiratheten 12 und 9 Mark, in der Weihnachtswoche für diese 12 für jene 18 Mark betragen habe. Herr Schulz, der Vorsitzende des Fachvereins, stellte den Antrag, den Streik bei Ernst u. Co. für beendet zu erklären, jedoch die verheiratheten streikenden Kollegen bis zum letzten Mann zu unterstützen, den unverheiratheten aber vom 5. d. M. ab im Falle ihrer Abreise nur noch ein Reisegeld zu geben. Dieser Antrag und die Erklärung des jetzigen Oberdruckers bei Ernst u. Co., des Herrn Reine, daß die Firma ihr Versprechen, 21 Mark Wochenlohn geben zu wollen, nicht habe halten können, da die Arbeit einiger von den neu eingestellten Arbeitern höchstens 6 Mark werth gewesen sei, riefen lebhafteste Debatten hervor. Es wurde schließlich der Antrag Schulz mit der Abänderung, daß als Termin, bis zu welchem auch den unverschämten streikenden Kollegen in dringenden Fällen die wöchentliche Unterstützung gegeben werden soll, der 19. Januar festgesetzt werde, einstimmig angenommen. Der Vorsitzende theilte mit, daß die nächste Versammlung des Fachvereins der Steindrucker und Lithographen am 21. ds. Mts., Abends 8 Uhr, im königlichen Kasino stattfinden werde. Herr Schulz machte, um die traurigen Lohnverhältnisse im Gewerbe der Steindrucker und Lithographen zu illustriren, Mittheilungen aus dem von der Firma J. Bartels, Leipzigerstr. 81, veröffentlichten Preisverzeichnis und schloß mit dem Hinweis auf die Pflicht, die jeder Kollege habe, sich dem Fachvereine anzuschließen.

hr. Im Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter hielt Herr Rediger emer. Kendziora am Sonnabend Abend einen Vortrag über den „Materialismus“. Im Gegensatz zu dem unfruchtlichen praktischen Materialismus, der auf einer Ueberschätzung des Sinnengenußes beruhe und sich in dem ausschließlichen Streben nach möglichstst Aufhäufung von Reichthum als Mittel für Sinnengenuß kundgebe, trat der Vortragende für den berechtigten sittlichen Realismus ein, der, den realen und materiellen Trieben und Bedürfnissen des Menschen Rechnung tragend, ein auf realer Grundlage zu entwickelndes, der Menschennatur angemessenes, sittliches gesellschaftliches Menschenleben zum Ziele habe. Er hob hervor, daß das Streben der Arbeiter, ihre materielle Lage zu verbessern, ein durch das Interesse für menschlich-sittliches Leben dringend gebotenes Streben sei, und trat der Ansicht, die der Pastor Lohd ausgesprochen, daß der heutige Arbeiterstand einem unfruchtlichen Materialismus huldige, entgegen. Die an der Diskussion sich betheiligenden Herren Gehrich, Sparsfeld, Dr. Müllgenau, Kubel sprachen sich sämmtlich in einer den Ausführungen des Vortragenden im Wesentlichen zustimmenden Weise aus. — Es wurden dann noch zwei Unterstützungsersuche bewilligt.

Charlottenburg, 2. Januar. Eine öffentliche Versammlung der Maurer fand hier statt, in welcher Herr Behrend aus Berlin über das Unfallversicherungsgesetz referirte. Die Lohnfrage betreffend, wurde beschlossen, die Löhne hier wie in Berlin auf 50 Pf. pro Stunde festzusetzen, da die Charlottenburger Verhältnisse dieselben sind, wie in Berlin. Die Versammlung wählte eine zur Hälfte aus Fachvereinsmitgliedern und zur Hälfte aus Mitgliedern des hiesigen „Maurergewerks“ bestehende Kommission, welche einen Tarif auszuarbeiten und den Meistern und Bauunternehmern vorlegen soll.

Kottbus, 3. Januar. Hier hat sich vor Kurzem ein Fachverein der Töpfer gebildet, welchem von den 20 hier beschäftigten Gesellen 18 als Mitglieder angehören. Zum ersten Vorsitzenden wurde Herr Schlawitz gewählt. Briefe u. s. sind an den Schriftführer Herrn Wäsche, Marktstr. 18, zu richten. Reiseunterstützung wird ausgetheilt von Herrn E. Schulz, Dr. Marktstraße 139.

Arbeiterbezirksverein für den Osten Berlins. Dienstag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung in Kellers Lokal, Andreasstraße 21. Tagesordnung: 1. Schluß der Statuten-Vorberatung. 2. Vortrag des Reichstagsabgeordneten Herrn Paul Singer über den Nordostsee-Kanal und die Forderungen der Arbeiterpartei. 3. Verschiedenes. 4. Fragelasten. Nur Mitglieder haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Die Mitgliedslisten für das Jahr 1886 können in

Empfang genommen werden. — Billeis zu Bräucher's Museum, welche zum Eintritt für den halben Kasienpreis berechneten, sind in der Versammlung am Kasierisch zu haben.

Perlmutter-, Garkummi-, Horn- und Knochen-Arbeiter. Die zweite Werkstatt-Delegirten-Versammlung findet heute, Dienstag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, in Saeger's Lokal, Grüner Weg 29 statt. Es ist dringend nothwendig, daß auch diejenigen Werkstätten, welche bei der ersten Versammlung nicht vertreten waren, ihre Delegirten zum Erscheinen in der Versammlung verpflichten, da nur durch die Betheiligung aller Kollegen etwas Ersprießliches erzielt werden kann. Tagesordnung: 1. Fabrikordnungen. 2. Ist die Aufstellung eines Tarifes möglich oder nicht. 3. Verschiedenes.

Große öffentliche Versammlung der Mäntelnäherinnen. Heute Abend 8 1/2 Uhr in der Urania, Brangelstraße 10/11. Tagesordnung: 1. Aufnahme von Mitgliedern. 2. Vertheilung der Mitgliedsarten, Diskussion, Verschiedenes. Die Mäntelnäherinnen werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen.

Central-Kranken- und Sterbefälle des deutschen Senefelder-Bundes. Verwalt.-Stelle Berlin, Alexanderstraße 31, im Restaurant Weid. Heute Abend 8 Uhr, Mitglieder- und Verwaltungsv.-Versammlung. T. O.: Wahl der Abgeordneten zur General-Versammlung.

Freidenker-Verein „Leffing“ zu Berlin. Versammlung am Dienstag, den 5. Januar, Abends 8 1/2 Uhr, in Sommer's Salon, Potsdamerstr. 9. Tagesordnung: 1. Mittheilungen. 2. Vortrag des Herrn Dr. Köllel aus Braunschweig über den Pessimismus. Gäste, Damen und Herren, sind willkommen.

Kleine Mittheilungen.

Wienitz, 3. Januar. Ende Oktober wurden hier zwei- und zwanzig Königsgrenadiere und ein Einjährig-Freiwilliger desselben Regiments zu längerer Festungstrafe verurtheilt, weil sie in der Militär-Badeanstalt dem Offizier du jour den Gehorsam verweigert hatten. Jetzt ist die Meldung eingetroffen, daß allen, mit Ausnahme des Einjährig-Freiwilligen, die Hälfte der Strafe erlassen ist.

Newhork, 29. Decbr. Ein Neger Namens Reed vergewaltigte und ermordete jüngst ein Mädchen in Gainstown, Alabama, und ergriff dann die Flucht. Die gesammte Bevölkerung fahndete auf ihn und wurde schließlich seiner auf dem Fluße Mobile habhaft. Von 200 Mann bewacht, wurde Reed in Ketten nach dem Schauplatz des Verbrechens gebracht. Dort gefand er die That ein, worauf er mit Ketten an einen Baum gebunden und bei lebendigem Leibe geröstet wurde. Fünfhundert Personen, Weiße und Neger, bildeten die Zuschauer der gräßlichen Szene. Er wurde gemartert, indem ein Haufen Scheite erst angezündet und dann zerstreut wurde, bis Reed todt zu Boden fiel und die Flammen ihn verzehrten. Die Leiche wurde in Asche verwandelt, worauf sich die Volkmenge zerstreute.

Vermischtes.

Ueber eine Soldatenmißhandlung berichtet der „Bosnische Landesbote.“ Danach forderte am 19. März d. J. der Sekondeleutnant von Biegefer von dem in Strahburg garnisonirenden 8. württemb. Inf. Regmt. Nr. 126 den Rekruten Christian Rapp aus Würdingen beim Bayonnetstechen mehrfach auf, tüchtig auf ihn (den Offizier) loszufahren. Aus begreiflicher Scheu leistete Rapp dieser Aufforderung nicht im vollen Umfange Folge, und darüber gerieth der Herr Leutnant in Born und hieb mit dem Bayonnet demasken auf den Rekruten ein, daß dieser schwer verletzt in das Garnisonlazareth gebracht werden mußte. Rapp wurde hier außerdem von einer schweren Krankheit befallen, welche ihn 39 Wochen an das Spital fesselte. Durch die ihm von dem Leutnant v. Biegefer beigebrachten Verletzungen ist seine linke Hand für die Arbeit unbrauchbar geworden. Rapp ist zu Weihnacht mit einer monatlichen Pension von 15 Mark als Invalide in seine Heimath entlassen. Der Leutnant von Biegefer soll zur Strafe — um einige Jahre in seiner Anzientität zurückgesetzt sein.

Der Roman eines schönen Mädchens. Aus Noiland wird berichtet: Louise Marteau, ein blendend schönes, sechzehnjähriges Mädchen, Tochter armer Kaufleute in Paris, las am 15. Mai d. J. in den Journalen eine Annonce, in welcher eine tüchtige Näherin gesucht wurde. Louise begab sich nach der angegebenen Adresse und fand eine elegante Dame, die sie durch vier Wochen beschäftigte. Da, am 14. Juni, Louise soß an der Arbeit, gingen zwei elegante Herren durch das Zimmer; bald darauf bot ihr die Frau des Hauses ein Gläschen Viqueur, sie trank es und fiel sofort in tiefen Schlaf. Louise giebt an, daß sie erst in einem Palais in — Noiland erwachte. Da selbst erschien einer der beiden Herren, den sie dozumal flüchtig gesehen, und erklärte, daß sie sich hier in seinem Hause befinde und nicht mehr fort dürfe. Erst vor Weihnachten, als der Herr, ein junger italienischer Graf, das Schloß verlassen, um Einkäufe zu machen, gelang es dem Mädchen, aus der Gefangenschaft zu entfliehen. Louise reiste nach Paris und erstattete dort die Anzeige gegen den Entführer, dessen polizeiliche Verfolgung bereits eingeleitet wurde.

Ein Petroleumdampfer. Aus Odesa wird berichtet: Für die russische Dampfschiffahrts- und Handels-Gesellschaft ist hier soeben der in Noiala bei Gothenburg gebaute Petroleumdampfer „Socat“ („Licht“) eingetroffen. Das Schiff hat eine Länge von 286', eine Breite von 36 1/2' und bei voller Beladung einen Tiefgang von 18'; seine Maschinen indiren 1100 Pferdekräfte, seine Fahrgeschwindigkeit beträgt 11 1/2 Knoten. Auf dem vorderen Deck befindet sich die Käume für die Mannschaften und Offiziere, dann folgt der Pump-Apparat, mittelst dessen die Füllung und Entleerung des Schiffes geschieht, und die Mitte des Dampfers nehmen 16 Petroleum-Fisternen ein, welche in 2 Reihen aufgestellt sind und je 106 000 Pud oder 530 000 Gallonen Petroleum zu halten vermögen. An der Außenseite der Fisternen befindet sich eine Art Korridor, und ebenso ist unter denselben ein freier Raum gelassen, damit die Behälter jeden Augenblick auch von unten auf ihre Dichtigkeit untersucht werden können. Sämmtliche Fisternen haben die Oeffnung nach dem oberen Deck, doch liegt etwas tiefer eine zwölffüßige Höhe, vermittelst welcher in Verbindung mit anderen Röhren das Füllen und Entleeren der Fisternen erfolgt. Um die Ansammlung von Gasen in den Korridoren zu verhüten, sind dort 16 große Ventilatoren angebracht, von denen 8 frische Luft in den Raum führen, während die übrigen das Entweichen der Gase beschleunigen. Drei weitere Fisternen sind für die Aufnahme des Wasserballastes bestimmt. Im hinteren Theile des Schiffes sind zwei Käume, welche zur Aufnahme von 200 Tons Steinkohlen dienen, aber so eingerichtet sind, daß sie auch zur Unterbringung von Naphta verwendet werden können, falls die Maschine hiermit beheizt werden soll. Hinter den Kohlenbehältern liegen der Kessel und ganz hinten die Maschine, sowie rechts und links die Werkstätten und Lagerräume für das Maschinenpersonal. Vorn und hinten werden die Petroleumbehälter von den übrigen Räumen des Schiffes durch Sicherheits-Fisternen getrennt, welche von Bord zu Bord reichen, aus zweifüßigen Eisenplatten hergestellt und mit Wasser gefüllt sind. An der Pumpvorrichtung ist ein Kontrollapparat angebracht, an welchem sich jeden Augenblick der Stand des Petroleums in den einzelnen Fisternen erleben läßt. Das Schiff ist sowohl für die See, als auch für die Binnenfahrt bestimmt und soll sich in der Ostsee sehr gut bewähren. Die Herstellungskosten betragen 375 000 Rubel (750 000 Mark), einschließlich 15 000 Rubel Boll.

Die Memoiren des General Grant.

(Aus der „Allgemeinen Zeitung“ von S. Timmermann.)
Der erste Band von General Grants Memoiren, die gleichzeitig in England und Amerika erschienen sind, ist hier wie dort mit hochgradiger Spannung erwartet worden; denn zu dem Interesse an der Publikation selbst gefellte sich die Kenntnis der traurigen Umstände, unter welchen dieselbe entstanden war. Man fühlte tiefes Mitleid mit dem tapferen Soldaten, der, von Sorgen umgeben, den sicheren Tod vor Augen mit Anspannung aller Nerven, jede Stunde, in welcher es ihm sein physisches Leben und seine Seelenpein gekosteten, dazu benutzte, diesen Bericht über seine Laufbahn zu vollenden.

Jetzt und zu jeder Zeit muß die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Buches das Interesse der Leserschaft erregen. Wer fühlte sich nicht ergriffen bei der Vorstellung, wie dieser Staatsmann und Krieger — alt und arm, das Opfer einer schrecklichen Krankheit — bis zuletzt an dem Werke arbeitete, welches bestimmt war, seine Neben von einer Bürde zu befreien, welche Andere ihnen auferlegt hatten.

Der erste Band der Grantschen Memoiren handelt fast nur von dem Theil seines Lebens, der bei weitem der bedeutendste ist; nämlich von seiner soldatischen Karriere; während die weniger erfreuliche Geschichte des Politikers und Geschäftsmannes späterer Berichterstattung vorbehalten ist.

Die Familie Grant hat sich schon 1830 in Amerika niedergelassen und zu verschiedenen Perioden ihrer Geschichte sind tapfere Soldaten aus ihr hervorgegangen.

Ulysses S. Grant wurde 1822 zu Point-Pleasant in der Grafschaft Clermont, Ohio, geboren. Eine Radirung zeigt dem Vater den Geburtsort des Mannes, welcher zu Stellung eines Generals und Präsidenten der Vereinigten Staaten emporsteigen sollte. Es ist ein recht bescheidenes und allem Anschein nach ziemlich einsam gelegenes Grundstück. Grants Vater betrieb ein Getreidegeschäft, daneben aber las er viel und eifrig, betheiligte sich in hervorragender Weise als Redner der im Ort bestehenden Debating Clubs (Vereine zur Uebung im freien Vortrag) und lieferte Beiträge an Lokalzeitungen.

Im Jahre 1823 zog er mit seiner Familie nach Georgetown, von welcher Stadt er später zum Mayor erwählt worden ist, und hier blieb Ulysses bis er sechzehn Jahre alt war. Der Vater legte als Autodidakt einen großen Werth darauf, daß seinem Sohne die gute Schulbildung zu Theil werde, welche er selbst entbehrt hatte. Aber die Bildungsmittel, über welche Georgetown verfügte, waren ziemlich primitiver Art. „Es gab dort keine Freischulen“, sagt Grant, „und auch keine mit Klasseneintheilung. Die vorhandenen wurden alle durch Subskriptionen erhalten, und der einzige Lehrer — es war auch oft eine Lehrerin — an einer solchen Schule war meistens nicht befähigt, viel zu lehren, selbst wenn es ihr oder ihm möglich gewesen wäre, das ganze eigene Wissen den Schülern beizubringen. Diese eine Persönlichkeit pflegte dreißig bis vierzig Schüler beiderlei Geschlechts zu unterrichten, vom kleinsten ABC-Schützen an bis zu achtzehnjährigen Jungfrauen und zwanzigjährigen Jünglingen, welche sich die höchsten Kenntnisse erwerben wollten, deren sie durch diese Schulen überhaupt theilhaftig werden konnten, nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen. Ich hatte noch niemals eine Algebra oder ein sonstiges Lehrbuch der höheren Mathematik zu Gesicht bekommen, bevor es bestimmt war, daß ich nach Westpoint abgehen sollte. Dann kaufte ich in Cincinnati ein Werk über Algebra, da mir aber ein Lehrer fehlte, war es für mich so unverständlich wie Griechisch!“

Die Schulpflichten des Knaben befreiten ihn nicht von Arbeiten anderer Art. Der Vater Grant besaß außer seinem Ledergeschäft bedeutende Acker, die er selber bewirtschaftete. Dem kleinen Ulysses war der Gerberhof verhaßt, die Landwirtschaft jedoch liebte er, wie ihm überhaupt jede Beschäftigung zusagte, bei der Pferde gebraucht wurden, und so zog er schon in ganz jungen Jahren mit dem Gespann aus Feld hinaus, um zu pflügen und zu eggen; er brachte die Korn- und Ractofeile ein und fuhr alles Holz heim, das gebraucht wurde; daneben besorgte er drei Pferde und eine oder zwei Kühe, fügte Holz für den Vorrath u. s. und das alles that er, während er noch die Schule besuchte. Sein glückliches Leben dahinein, die Freiheit, nach Verlangen Lustschwimmen, reiten, schießen und Schlittschuh laufen zu dürfen, war sein

Beim Absynth.

Pariser Silhouette von Benno Jacob.

(Nachdruck verboten.)

... In der Brauerei de la Pomme d'Or, in einer kleinen Seitenstraße neben der Sorbonne, hatte man soeben das Gas angezündet und die in großer Koilette, mit goldenen Ohrgehängen, hinter dem Büffet thronende Wirthin, Madame Albaret, nickte den nach und nach eintreffenden Gästen mit mehr oder minder freundlichem Lächeln zu und reichte einigen besonders bei ihr in Gunst stehenden Habitus über die Batterie von Liqueursflaschen und Rum-Karaffen hinweg ihre weiße, reichberingte Hand. War es Dank der Liebeshuldigkeit Madame Albaret's oder Dank der trefflichen Qualität ihrer Getränke jedenfalls gehörte die „Brasserie zum Coa-Appel“ zu den besuchtesten Lokalen des Quartier Latin, und wenn man nach acht Uhr kam, so war es schwer, in dem zigarettenraucherfüllten Etablissement, dessen Wände fast unter den grellfarbigen Affischen des „Pal Bullier“ und „Theatre-Cluny“ verschwanden, ein unbesetztes Plätzchen zu finden.

So mußte ich denn, als ich, aus dem Odeon kommend, im Schlepptau eines Pariser Studenten in diesen Gambrinushaufen eingelaufen war, mich mit meinem Loosen ganz in den Hintergrund hinter ein schmales Tischlein zwängen, an dem bereits ein seltsamer Alter saß. Ein bis auf die Brust herabfallender silbergrauer Bart und die weißen Haarbüschel, die wie ein Schneefloeden-Kranz sein kahles Haupt umgogen, hätten dem Manne etwas Ehrwürdiges, Eremitenartiges gegeben, wenn die zudeckten, zusammengeschrumpften Jügel, die ins Violette hinüberspielende Nase und die kumpfen, erloschenen Augen nicht die unverkennbaren Einwirkungen des Alkohols verrathen haben würden. Der Alte trug ein verschoffenes, grünes Peluchefacet ohne Knöpfe, aus welchem ein zerklüftes Hemd hervorglühete, und hatte ein rothwollenes, von einer Haarsadel zusammengesetztes Tuch, das ihm offenbar den Kragen ersetzte, um den Hals gefaltet. Ein Schlapphut, dessen Kräm-

pein für die allerdings etwas harte Arbeit. In humoristischer Weise erzählt er, wie er im Alter von acht Jahren selber ein Geschäft abgeschlossen hat. „Wenige Miles vom Dorfe entfernt wohnte ein Hr. Kalkton, in dessen Besitz ein Füllen war, welches ich gern haben wollte. Mein Vater hatte zwanzig Dollars dafür geboten, Kalkton aber forderte fünfundsiebzig. Ich war so begierig, das Füllen zu bekommen, daß ich, nachdem dessen Besitzer fort war, meinen Vater bat, dasselbe zu dem geforderten Preise nehmen zu dürfen. Er gab nach, sagte aber, das Thier sei nicht mehr als zwanzig Dollars werth; ich solle zweiundsiebzig und einen halben Dollar dafür bieten, und wenn ich es für diesen Preis nicht erhalten könne, die fünfundsiebzig geben. Sofort bestieg ich ein Pferd, um das Füllen zu holen. Bei Herrn Kalkton angelangt, sprach ich zu diesem: Papa sagt, ich soll Ihnen zwanzig Dollars für das Füllen bieten; aber wenn Sie es mir nicht dafür lassen würden, solle ich Ihnen zweiundsiebzig und einen halben Dollar bieten, und wenn Sie die nicht nehmen wollten, dürfte ich die fünfundsiebzig geben. Zu welchem Preise wir uns geeinigt haben, ist nicht schwer zu errathen. Der Handel hat mir viel Verdruß gemacht, die Geschichte wurde unter den Jungen bekannt, und es währte lange Zeit, bis ich nichts mehr darüber zu hören bekam.“

Im Jahre 1839 ging Grant auf die Militärschule zu West-Point — die große amerikanische Militärakademie, zu deren Schülern Edgar Poe und andere bedeutende Söhne des Landes gehört haben. Bei diesem Schritte war mehr der Wunsch nach Abwechslung als die Neigung zum Beruf des Soldaten bestimmend gewesen.

„Das Soldatenleben“, sagt Grant, „hatte keinen Reiz für mich, und ich dachte nicht daran, in der Armee zu bleiben. Das Feldlager, welches der Eröffnung des akademischen Unterrichts vorherging, war für mich äußerst ermüdend und langweilig. Selten habe ich während meiner ganzen Kadettenzeit eine Aufgabe zum zweiten Male durchgesehen. Ich habe einen großen Theil meiner Zeit auf Romanlektüre verwandt. Die Mathematik ist mir sehr leicht geworden, so daß ich, als der Januar kam, das Examen gut bestanden habe.“

Von einem Manne, dessen Kaltblütigkeit im Feuer fast sprichwörtlich gewesen ist, mag ein Gesandnis wie das folgende vielleicht seltsam berühren; sicher aber ist es, daß nur ein solcher Mann dasselbe wagen dürfte.

„Ich glaube nicht, daß ich jemals den Muth gefaßt haben würde, ein Duell zu bestehen. Wenn irgend ein Mensch mir ein so großes Leid zufügen würde, daß ich ihn deshalb zu tödten wünschte, so würde ich nicht Willens sein, ihm, bevor er durch mich sterben sollte, erst die Wahl der Waffen, der Zeit, des Thortes und der Entfernung zwischen uns zu überlassen. Thäte ich aber Jemand ein solches Unrecht, daß er berechtigt wäre, mich zu tödten, so würde ich alles thun, was in meiner Macht stünde, es wieder gut zu machen. Meine Opposition gegen das Duell basiert auf höheren Gründen, als hier angeführt sind. Unstreitig ist die Mehrzahl der bestehenden Duelle deshalb gekämpft worden, weil es den Beteiligten an dem moralischen Muth zum Ablehnen gefehlt hat.“

Bei Gelegenheit seines ersten Gefechts (bei Palo Alto) bemerkte er: „Wir konnten die Artillerie auf dem Fort deutlich hören. Wir, der ich noch niemals ein feindliches Geschütz gehört hatte, that es leid, daß ich zur Armee gegangen war. Sehr viele Männer sind, wenn sie die Schlachten aus der Ferne wittern, voller Begier, ins Gefecht zu kommen. Wenn sie dies selber sagen, so gelingt es in der Regel nicht, ihre Zuhörer zu überzeugen, daß sie so eifrig sind, wie sie gern erscheinen wollen, und sobald sie sich der Gefahr nähern, werden sie herabgestimmt.“

Das sind seltsame Zugeständnisse eines ausgezeichneten Kriegers, des Führers siegreicher Heere; seltsam sowohl wegen der darin ausgesprochenen Gefühle, wie wegen des naiven Freimuths im Ausdruck!

Es ist klar ersichtlich, daß General Grant in seiner Jugend keine Vorahnung der ihm später zugefallenen Größe hatte. Er gab, wie aus seiner eigenen Schilderung hervorgeht, weder in der Schule noch in West-Point irgend welches Zeichen der Bescheidenheit ab, welche er später betheiligte hat. Nachdem er 1844 das Examen gemacht hatte, trat er in das vierte Infanterie-Regiment der Vereinigten Staaten ein. Er war sehr stolz auf seine Uniform, wie er uns erzählt, aber sein militärischer Ehrgeiz wurde nicht durch sie erweckt, und er bewarbt sich

pen Lebensmüde herabhangen, und ein lederner Tabaksbeutel lagen neben dem Gast auf der Bank. Von Zeit zu Zeit blies der Alte aus einer kurzen, schwarzgerauchten Rospfeife, die er zwischen den Zahnstummeln geklemmt hielt, eine mächtige Dampfswolke ferngerade in die Höhe, führte mit zitternder Hand ein großes Glas Absynth an die Lippen und schnalzte dann bezaglich mit der Zunge. Als er seinen Absynth bis auf den letzten Tropfen geleert hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief mit einer Stimme, die an den vibrierenden Klang einer gesprungenen Glocke erinnerte: „Holla! Knette, einen Oränen!“ Die gerufene Kellnerin, ein Zottelköpfschen mit pfiffigem Gamsengesicht, kam herbei und stellte mit den Worten: „Voilà votre absinthe, m'sieur!“ ein neues Glas mit dem grünen Saft auf den Tisch. Während unser Gegenüber sich seinen Trank mit jener Sorgfalt und Exactheit zubereitete, die sofort den eingeleisteten Absynth-Trinker erkennen ließen, flüsterte mir mein Freund einige Worte ins Ohr. Ich entnahm daraus, daß der Alte ein verkommener Maler war, sich sein Brod als Modell verdient und im ganzen Quartier unter dem Namen Pere Elias bekannt war. Im verfloffenen Salon hatte er auf nicht weniger als vier Bildern, und zwar als Abryzenbanbi, als Kirchengvater, als Lumpensammler und als Großinquisitor figurirt. Bei jungen Künstlern, deren Börsen vor den sieben mageren Röhren Pharaos wenig voraus hatten, nahm er anstatt des Honorars auch — einen Absynth an.

In der Brasserie herrschte jetzt ein unbeschreibliches Stimmengewirr, aus welchem zuweilen das helle Lachen einer kleinen „Studiante“, die Handglocke der Wirthin, die, eine Büffet-Juno, von bläulicher Wolke umgeben war, oder die schrille Stimme einer Kellnerin hervorlante, welche „Un bock, un!“ rief. Links von unserem Tische saßen zwei Bierheben mit vier jungen Studenten zusammen, tranken mit hastigen Schlucken ein Glas nach dem andern und bliesen, die Ellbogen auf die Marmorplatte gestützt, Zigaretten dampfengel in die Luft. Eine dritte Kellnerin, eine läppige Brünnette, stand, auf

um die Stelle eines Mathematikprofessors an der Akademie von West-Point. Zu dieser Zeit verlobte er sich mit Miss Dent, der Schwester eines seiner Kameraden. Wie er mit einem Anflug seines gemüthvollen Humors erzählt, „sah er sich ein Herz und sprach ihr in der denkbar linksichsten Weise von seiner Liebe.“

Der Ausbruch des mexikanischen Krieges zerstörte Grants Pläne eines friedlichen Lebens. Der Zufall wollte es, daß er vom Anfang bis zum Ende des Feldzuges mitten im Gefecht war, trotzdem daß er nicht allein den Krieg selbst, sondern auch die Annexion von Texas mißbilligte. Nach seiner Meinung, bei der er stets beharrte, war dies einer der ungerechtesten Kriege, welche jemals von einer stärkeren Nation gegen eine schwächere gekämpft wurden.

Die Veranlassung war die Annexion von Texas, und hieran anknüpfend sagte er: „Es war dies ein Fall, in welchem eine Republik dem schlechten Beispiel europäischer Monarchien folgte, die in ihren Gelüsten nach Vergrößerung ihrer Gebiete die Gerechtigkeit nicht in Betracht ziehen.“ Leider bildet eine republikanische Regierungsform keinen Schutz gegen einen Anfall von nationalem Vandalismus, mag sie ihn gleichwohl mildern und die schlimmsten Folgen abwenden. Dies zeigte sich in der Wäktigung der Vereinigten Staaten nach dem Siege über Mexiko, als sie, anstatt das ganze Land zu behalten oder andere harte Bedingungen zu stellen, für das hinzugekommene Territorium einer und Summe zahlten, mehr als es werth war oder voraussichtlich für Mexiko werth sein konnte. Aber, wie der General sagt, „die Rebellion der Südstaaten war großentheils die Frucht des mexikanischen Krieges. Nationen werden gleich den Individuen für ihre Sünden bestraft. Unsere Strafe bestand in dem blutigsten und löstlichsten Kriege der Neuzeit.“

Die Einverleibung von Texas war im Jahre 1845 geschehen. Es fand nicht allein eine militärische Besitzergreifung dieses Gebietes statt, sondern es wurde auch ein Okkupationsheer (zu welchem das 4. Infanterie-Regiment gehörte) nach einem streitigen Territorium zwischen Mexiko und Texas beordert, augenscheinlich um Mexiko zum Kriege zu zwingen. Im März 1846 brach der Krieg aus und die Okkupationsarmee wurde zu einer Invasionsarmee. General Taylor war Befehlshaber — ein Mann von kaltblütigem Muth, der bei seiner Armee trotz seines äußerst einfachen Auftretens in hohem Ansehen stand. Er hatte eine große Abneigung, die Uniform anzulegen, und Grant erzählt von ihm folgende Anekdote:

Während die Armee am Flusse lag, ließ der Flagg-Offizier dem General für einen bestimmten Tag seinen Besuch anfländigen. Da Taylor wußte, daß Marine-Offiziere bei feierlichen Gelegenheiten in Uniform zu erscheinen pflegen, hielt er es für angemessen, zu Ehren seines Gastes die gleiche Form zu beobachten. Die Uniform wurde herbeigeholt, gehörig abgedürftet und vor dem Eintreffen des Besuches angezogen. Der Flagg-Offizier, welchem bekannt war, wie ungern Taylor die Uniform anzog, fühlte sich aus Höflichkeit bezogen, ihm in Zivil entgegenzutreten. Beide sollen bei dem Zusammentreffen in große Verlegenheit gerathen sein und die Unterhaltung hauptsächlich aus Entschuldigungen bestanden haben.

Beim Gefecht von Palo Alto war Grant zum ersten Male im Feuer, und wir führten schon an, mit welchen Gefühlen er den feindlichen Kanonendonner hörte. Bei Palo Alto siegten die Amerikaner und ebenso in den beiden folgenden Schlachten von Resaca de la Palma und Monterrey. Bei letzterer Gelegenheit zeichnete sich Grant dadurch aus, daß er allein unter dem Feuer des Feindes in die Stadt ritt, um die Zuführung neuer Munition nach der Stelle zu erlangen, wo das 3. Infanterie-Regiment und das seine saßen.

Die ununterbrochenen Siege des Generals Taylor waren der Regierung keineswegs angenehm. Taylor war gemäßig liberal und die Regierung demokratisch. Man bezog die Verantwortung, daß seine durch die militärischen Erfolge erlangte Beliebtheit ihm bei der kommenden Wahl die Präsidentschaft eintragen werde. Daher erhielt der General Scott den Oberbefehl über das mexikanische Kriegsheer. Taylor ist indessen doch im folgenden Jahre zum Präsidenten erwählt worden. Scott hatte als Oberkommandant nicht weniger Erfolg als sein Vorgänger, und erregte nicht minder die Feindseligkeit der amerikanischen Regierung. Nach

die Schulter eines der Studenten gelehnt, daneben, trällerte „Nom de nom, c'est moi quis suis la femme canon“ und klapperte dazu mit den Silberfüßen in ihrer ungeschallten Geldtasche den Lakt. Rechts von uns hatte sich ein altes Ehepaar installirt, das, unbekümmert um all den Tumult, in Seelenruhe seine Partie Domino spielte. Pere Elias hob prüfend seinen Absynth gegen das Gaslicht, that einen Schluck, kniff die Augen zusammen und sehte dann, zufrieden nickend, das Glas mit fast jählicher Behutsamkeit nieder. Er mochte wohl die theilnahmenvollen Blicke, mit welchen wir ihn beobachteten, bemerkt haben; denn plötzlich sagte er, sich mit den gichtgekrümmten Fingern durch den verwilderten Bart fahrend, zu uns: „He, junges Volk, trinken lieber Bier oder Wein, was? Ja, ja, die Jugend ist ein Freund des Weins; aber ich sage Euch, hütet Euch vor ihm! Es ist ein falscher Geselle. Er läßt Euer Blut feurig durch die Adern rieseln, er betäubt Euer Hirn, zeigt Euch die Welt im rosigsten Licht und macht Euch weis, Ihr armen Thoren, daß die Rüsse Eurer Geliebten so süß sind, wie der Honig auf dem Hymettus, daß Ihr ihren Treuschwüren vertrauen dürft, daß Euch am Ende des steinigten Pfades, der zu den Höhen der Kunst hinanführt, der Erfolg mit duftigem Kranz erwartet. Aber der Wein lügt, sage ich Euch, er lügt. Er unterschreibt Euch alle möglichen Wechsel auf Ruhm, Glück und Reichthum — aber er löst sie am Verkaufstag nicht ein, der Lump!“

Der Alte, dessen Augen jetzt unheimlich leuchteten, schlug zornig mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, that einen tiefen Schluck und rief das rothe Foulard auf, als wenn ihm etwas den Hals zusammenschürzte. „Gaston, gib mir noch eine Zigarette!“ rief an dem Tisch links die brünette Schöne. „Doppel-Sechs!“ sagte das alte Männchen am Tische rechts und sehte gravitätisch den Dominostein an.

„Und es kommt der Tag, wo Ihr aus Eurem Rausch erwacht“ — fuhr Pere Elias mit bebender Stimme fort — „wo Ihr erwacht seht, daß die Kunst ebenso wie eure Geliebte eine Dirne ist und um Gold buhlt. Alle eure

auch noch in dieser Thätigkeit begriffen. Ihr gehorsamer Diener U. S. Grant."

längerer, durch politische Verwicklungen herbeigeführter Verzögerung wurde am 2. Februar 1848 Frieden geschlossen und dabei den Vereinigten Staaten der Rio Grande als Grenze für Texas gesichert, sowie Neu-Mexiko und Oberkalifornien für 15 Millionen Dollars zuerkannt.

Grant hatte sich in dem Kriege vielfach ausgezeichnet und avancirte am Schlusse desselben zur Stelle eines ersten Lieutenants. Außer seiner Beförderung und einem reichen Gewinn an praktischer Erfahrung hat ihm dieser Feldzug auch noch für seine spätere Karriere großen Nutzen gebracht. Er ist durch diesen Krieg mit vielen Offizieren in Berührung gekommen, welche später in dem Bürgerkrieg entweder als Nationalisten oder als Konföderirte eine Rolle gespielt haben. Wo es sich um die letzteren handelte, hatte er somit den Vortheil, mit dem Charakter und der Taktik des Feindes einigermaßen bekannt zu sein.

Im Jahre 1848 verheiratete sich Grant mit Miss Julia Dent, und bald darauf wurde sein Regiment nach der Küste des Stillen Ozeans kommandirt. Er ging als Quartiermeister mit und ließ seine Frau zurück. So kam er auch nach San Francisco, wo damals (1852) das Goldfieber seinen Höhepunkt erreicht hatte.

„Von 1849 bis 1853," schreibt Grant, „sah ich ein Massenandrang zur Pazifik-Küste statt. Viele der Anstömmlinge waren junge Leute aus guter Familie und von guter Erziehung. Alle glaubten, daß sie auf den Goldfeldern der Pazifik-Küste ohne Mühe Reichthümer auflesen könnten. Einige sahen ihre künftigen Erwartungen übertroffen; aber auf einen solchen Glücklichen gab es Hunderte von Enttäuschten, deren viele heute ungelant in fremder Erde ruhen. Mancher ist als Brack seines früheren Menschen in das Grab gesunken, und Andere wurden ohne lasterhafte Reigungen Verbrecher und Ausgestoßene der menschlichen Gesellschaft. Man mochte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht durch die Straßen gehen, so wurde einem der Anblick von Pbarospielen zu Theil."

Im Jahre 1853 wurde Grant zum Hauptmann befördert und 1854 trat er aus der Armee und zog sich in sein Familienleben zurück. Vier Jahre lang war er als Landmann in der Nähe von St. Louis thätig, und nach Ablauf dieser Zeit betheiligte er sich an einer Güteragentur bei einem Vetter. Im Jahre 1860 nahm er eine Komptoirstelle bei seinem Vater in dessen Lebergeschäft zu Galena, Illinois, an.

Um diese Zeit war das Gewitter, welches sich seit dem mexikanischen Kriege zusammengelagert hatte, im Begriffe loszubrechen. Die Spaltungen zwischen den beiden politischen Parteien hatten sich erweitert, und als 1861 Lincoln zum Präsidenten erwählt wurde, sagten sich die Südstaaten offen von der Union los und die Rebellion brach aus. Obwohl Grant gegen den Krieg war, prädestinirte er bei einer öffentlichen Versammlung, welche abgehalten wurde, als die Nachricht nach Galena drang, daß Lincoln einen Aufruf erlassen habe, um Freiwillige zu werben. Grant hatte nicht die Absicht, sich als Freiwilliger zu stellen, aber er bot seine Dienste den noch ungelübten, doch eifrigen Rekruten an.

„Jedes Geschäft hörte auf, alle Welt war in Aufregung. Die Kompagnie wurde gebildet, die Offizierswahl fand statt. Ich hatte schon vor der Ballotage die Hauptmannsstelle abgelehnt, doch erklärte, daß ich der Kompagnie so viel Hilfe leisten wolle, wie ich könne. Sollte es zum Kriege kommen, so würde man mich in irgend einer Stellung am Kampfe betheiligen finden."

Die Damen von Galena standen den Männern an Patriotismus nicht nach. Sie ließen sich von mir die Infanterie-Uniform der Vereinigten Staaten beschreiben, kauften die Stoffe, verschafften sich Schneider, die ihnen die Kleidungsstücke zuschnitten, und dann fertigten die Damen dieselben an. Ich nahm mich der Männer an und beaufsichtigte das Exerzieren. Als sie so weit waren, daß sie sich nach Springfield begeben konnten, ging ich mit ihnen und blieb so lange dort, bis sie ein Regimente zugewiesen waren."

Das Angebot von Freiwilligen überzog bei Weitem den Bedarf, und dem Gouverneur Yates wurde es schwer, zu entscheiden, welche er annehmen oder ablehnen sollte. Grant verweilte in Springfield, assistirte bei der Truppenmusterung etc., und im Mai 1861, als die Schlacht eine ernste geworden war, kam er um das Kommando über ein Regiment bei der zuständigen Militärbehörde mit folgendem Schreiben ein:

„Sir, in Anbetracht, daß ich 15 Jahre in der regulären Armee gedient habe, meinen vierjährigen Aufenthalt in West-Point mitgerechnet, und weil ich es für Pflicht eines Jeden erachte, der auf Kosten der Regierung erzogen wurde, seine Dienste der Unterstützung der Regierung darzubieten, beehre ich mich, meine Dienste für die Dauer des Krieges zur Verfügung zu stellen, bereit, eine Stellung auszufüllen, welche mir angeboten werden möge. Ich dürfte vielleicht bemerken, daß ich mich im Hinblick auf mein jetziges Alter und meine lange Dienstzeit befähigt halten würde, ein Regiment zu befehligen, wenn der Präsident es für angemessen erachten wollte, mir ein solches anzuvertrauen. Ich habe im Stad des Gouverneurs dieses Staates gedient und soviel ich konnte bei der Organisation unserer Militär-geholfen, bin stolzen Pläne und süßen Hoffnungen Iniden zusammen, wie die Palme unter der Sense des Schnitters. Was nützt Euch alles Talent, was nützt Euch die feurige Begeisterung für das Ideale? Ihre Flammen erlöschen unter der kalten Douche der Zurücksetzung, des Mißerfolges, der Verachtung. Hier — der Alte schlug sich heftig auf die Brust — hier ist alles hohl, leer, ausgebrannt, wie ein Krater, der keine Lava mehr spuckt. Das hochläufige Glend lauert auf Eurer Schwelle und grinst Euch jeden Morgen beim Erwachen mit bleicher Frage an. Und was bleibt Euch dann, um die erbärmliche Nichtigkeit des Lebens zu fliehen? Ein Schuß in den Kopf, oder der Absynth! Ja, beim Absynth findet Ihr Trost, beim Absynth findet ihr Ruhe vor dem giftigen Leid, das Euch am Herzen nagt, beim Absynth findet Ihr Vergessen — er ist die Lethé aller Unglücklichen und Glenden, der einzige Freund, der uns treu bleibt bis ans Grab. Vive l'absinth!" Der Alte fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf, dann griff er zum Glas, goß den Rest des Getränks hinunter und rief wieder: „Holla, Ninette, einen Oränen!"

Ihre Elias war wie gebrochen zusammengefallen und stierte theilnahmslos vor sich hin. Als die Kellnerin seinen Absynth brachte, schien es mir, als wenn die Facetten des Glases unheimlich gleich grünen Nixenaugen funkelt. Eine bleierne Schwüle lastete auf der Brasserie. Die Wirthin blonnte noch immer lächelnd hinter dem Büffet. Am Tische links von uns hatte sich die hochbüßige Brinette auf die Kniee Gassons gesetzt, fuhr lachend mit der Hand durch die schwarzen Locken des jungen Student und sang:

„L'amour rôde dans mon quartier,
Il faut laisser la porte ouverte!"

Am Tische rechts sagte das alte Männchen schmunzelnd zu seiner Frau: „Doppel-Bier — Domino! Hähä, das ist heute Abend die sechste Partie, die ich Dir abgewinne, mein Kind. Chancen muß man haben!" Dann scharrte er die Domino-Steine auf's Neue zusammen und benehete seine dünnen Lippen mit dem warm gewordenen Bock, an welchem er bereits seit zwei Stunden trank. . . .

Dieser Brief wurde keiner Antwort gewürdigt, aber bald darauf erhielt er durch den Gouverneur Yates ein Regiment zugewiesen (das 21. Illinois). Viele seiner Leute waren aus guter gesellschaftlicher Stellung; alle ganz undisciplinirt, und er hatte anfänglich die größte Mühe, ihnen auch nur den geringsten Begriff von Subordination beizubringen. Im Juli wurde Grant nach Quincy kommandirt, um einem von Rebellen angegriffenen Illinois-Regiment zu Hilfe zu kommen, und seine alte Jagdhafigkeit und die Abneigung gegen sein Wirken kam wieder über ihn wie in früherer Zeit. Als er sich dem mutmaßlichen Schlachtfelde näherte, waren seine Gefühle, wie er sagt, „leineswegs angenehme." Er hatte nie zuvor ein Kommando gehabt: „wenn ein Anderer Oberst und ich Oberstleutnant gewesen wäre, dann glaube ich, hätte ich keine Danksagung gefühlt!" (Das drückende Gefühl der Verantwortlichkeit für das Leben der Mitmenschen!) Es fand in dessen kein Befehl statt; die neugeworbenen Truppen auf beiden Seiten belamen Angst und liefen davon!

Zunächst marschirte Grant nach Florida, um gegen Harris zu kämpfen; auch dieses Mal scheint die Furcht vor den feindlichen Truppen eine gegenseitige gewesen zu sein, und als das Lager Harris' erreicht war, hatten die Soldaten das Weite gesucht. „Nun schöpfe ich wieder Muth", schreibt Grant nach. „Ich sagte mir, daß Harris mich ebenso gefürchtet habe als ich ihn. Von jenem Ereignis bis zum Ende des Krieges empfand ich nie vor dem Zusammenstoß mit dem Feinde Beängstigung, obwohl ich stets mehr oder weniger Besorgnis hatte."

Winnen kurzer Zeit wurde Grant zum Brigade-General befördert und nach Neu-Mexiko beordert, wo er sich damit beschäftigte, sein ungeliebtes Regiment zu drillen, das einen Theil jener bewundernswürthen Armee bildete, deren Thaten die Welt in Erstaunen setzen sollten. Wie brav er und viele Andere sich unter den obwaltenden Umständen benahmen, wie sich Alle — Generale, sämtliche Offiziere und Gemeine der Lage anpaßten, in welche sie sich unvorbereitet hineingestürzt haben — dies ist eine historische Thatsache. Exerziermeister und gediente Unteroffiziere hätten vielleicht über den Anblick gelacht, denn diese Leute auf dem Paradeplatz darboten; die ernste Kriegsarbeit wurde jedoch von ihnen in einer Weise vollbracht, aus welcher alle gediente Soldaten der militärischen Nation etwas lernen konnten und gelernt haben. Nur ein junges Boll und ein solches, das von seiner Entfaltung an gezwungen war, sich in allem zu versuchen, was sich gerade bot, konnte aus dem Stegreif eine so glänzende Verwandlungsbene auf der Weltbühne produzieren.

Die erste von Grant geleitete Schlacht fand bei Belmont statt. Das 21. Illinois-Regiment hatte Paducah besetzt, die Rebellen von Columbus Besitz genommen, und letztere hatten Aberdeen bei Belmont außerhalb der Stadt ein Lager errichtet. Hier kam es zur Schlacht. Es war ein glänzender Sieg der Unionisten. Grant wurde in den ersten Stadien des Gefechts das Pferd unter dem Felde erschossen. Ueber die Truppen, welche zum ersten Male im Feuer standen, sagt er: „Veteranen hätten sich nicht besser benahmen können, als sie sich bis zu dem Augenblick führten, da das Rebellenlager genommen war. Von dem Zeitpunkt an wurden sie durch ihren Sieg demoralisirt und brachten sich um den Lohn ihrer Thaten. Kaum waren sie im Lager, so legten sie die Waffen nieder und begannen die Zelte nach Trophäen zu durchstöbern. Einige der Offiziere sprengten von einer Gruppe der Mannschaft zur anderen und hielten an jedem Haltepunkt kurze Vorträge auf die Sache der Union und die Leistungen der Oberleitung."

Auf die Schlacht bei Belmont folgte im Februar 1862 die Belagerung und Einnahme des Forts Donelson am Cumberland-Fluß. Als das Fort durch die Unionstruppen zernichtet war, schlug der General der Konföderirten, Buadner, einen Waffenstillstand vor, auf welchen Antrag Grant durch einen Brief antwortete, der für die Geschichte seines Lebens höchst bedeutungsvoll geworden ist. Das dem Buche in facsimile eingefügte Schreiben lautet:

„Mein Herr, Ihre Mittheilung, vom heutigen Datum (16. Febr. 1862), enthaltend den Vorschlag eines Waffenstillstandes und die Einsetzung von Vermittlern zur Bestimmung der Kapitulationsbedingungen habe ich soden empfangen. Es können keine Bedingungen angenommen werden außer einer sofortigen und unbedingten Uebergabe. Ich beabsichtige, sofort auf Ihre Worte vorzurücken. Mit Hochachtung Ihr ergebener U. S. Grant, Brig.-Gen."

Hierauf antwortete Buadner wie folgt: „Mein Herr — durch die Verteilung der unter meinem Kommando stehenden Truppen, das Ereignis eines unvorhergesehenen Wechsels in meinem Etade und die erdrückende Uebermacht der von Ihnen befehligten Truppen bin ich gezwungen, trotz der gestrigen glänzenden Waffenerfolge der Konföderirten, auf die ungroßmüthigen und unritterlichen Bedingungen einzugehen, welche Sie vorschlagen als Ihr u. S. B. Buadner."

Diese Korrespondenz trug Grant den Beinamen ein: Unconditional Surrender Grant, und von der Zeit an stieg seine Popularität bedeutend. Dem Boll imponirte seine Art, mit dem Feinde zu reden, aufs Höchste. „Das ist ein Mann," hieß es, „bei dem keine Farselen angebracht sind, mögen andere thun, was sie wollen." Und Grant, „der Förderer unbedingter Uebergabe," wurde der Held des Tages. Gütlicher Weise war er im Stande, diesen Beinamen auch ferner zu rechtfertigen.

Bald nach der Uebergabe des Forts Donelson wurde er zum Divisions-Kommandeur (General-Major) ernannt. Das nächste wichtige Ereignis, an welchem Grant Theil hatte, war die Schlacht bei Shiloh oder Pittsburg, die für die Unionstruppen bekanntlich siegreich ausfiel.

Der erste Band schließt mit der Uebergabe von Vicksburg, und die Beschreibung jenes wichtigen Sieges nimmt viel Raum in Anspruch. „Das Schicksal der Konföderation," sagt General Grant, „wurde durch den Fall Vicksburgs besiegelt, aber es waren noch viele harte Kämpfe zu bestehen und viele kostbare Menschenleben mußten noch geopfert werden. Doch blieben die Anhänger der Union fortan moralisch auf der Höhe." Der Bericht dieser „harten Kämpfe" ist dem zweiten Theil des Buches vorbehalten, in welchem die Memoiren zum Abschluß kommen werden.

General Grant wollte keine Geschichte des Krieges schreiben, obgleich der zweite Band wahrscheinlich die Form einer solchen haben wird, denn die ferneren Ereignisse sind hauptsächlich durch ihn geleitet oder wenigstens geplant worden.

Der Mann, welcher eine Armee organisirt, eine Rebellion niedergeworfen und eine Nation „gemacht" hat, oder wenigstens wieder zu dem gemacht hat, was sie war, schreibt über seine persönliche Laufbahn in einer schlichten, obgleich würdevollen Weise, welche zeigt, daß er die Elemente wahrer Größe in sich trug. Eine unerschütterliche Beharrlichkeit scheint die Hauptursache von General Grants Erfolg gewesen zu sein. Er hat sich nie hervorgebracht oder versucht, sich seiner Vorgesetzten durch Intriguen zu entledigen, noch durch Nichterfüllung von Befehlen auf Originalität Anspruch zu machen getrachtet. General Grants Emporkommen, sowohl in der Armee als im politischen Leben ist so wunderbar, daß Manchem derlei Wanderer in den Sinn kommen dürften. Der Verdacht würde indessen gänzlich unbegründet sein. Daß Grant an die Spitze berufen ward, geschah, wenigstens in seiner militärischen Eigenschaft, weil er der fähigste Mensch war, und seine eigene Erzählung seiner Leistungen in vergangener Zeit ist ebenso interessant wie werthvoll. Geschichtliche Werke aus der Feder derer, welche die Geschichte gemacht haben, sind stets des Lesens werth.

Politische Uebersicht.

+ Hofbaurath Georg Adolph Demmler, der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete für den Wahlkreis Leipzig-Land, ist am 2. d. M. in Schwärz (Mecklenburg) gestorben. Demmler ist am 22. Dezember 1804 zu Güstrow in Mecklenburg geboren, von 1819 bis 1822 besuchte er die Bauakademie in Berlin, wurde 1823 Feldmesser in Poikdam, trat 1824 in den mecklenburgischen Staatsdienst und erbaute seit 1851 die hauptsächlichsten Hochbauten Mecklenburgs, besonders das Schloß und das (vor wenigen Jahren niedergebrannte Theater) in Schwerin. Wegen Antheils an der politischen Bewegung 1848-50 im Jahre 1851 ohne Pension entlassen, lehrte D. erst nach längeren Reisen durch ganz Europa 1857 nach Schwerin zurück. Er war nachher Mitgründer des Nationalvereins, der deutschen Volkspartei und der Genfer Friedens- und Freiheitsliga. Zuletzt schloß er sich den Sozialdemokraten an. Von 1876-78 vertrat er den Wahlkreis Leipzig-Land im Reichstage. Nach der Auflösung des Reichstags in Folge der Astenstate erklärte Demmler, daß jüngere, kräftigere Elemente nöthig seien, um mit der hereinbrechenden Reaktion den Kampf aufzunehmen und so zog er sich vom öffentlichen politischen Leben zurück. Demmler war ein Mann, dem auch seine politischen Gegner nur Gutes nachsagen konnten, trotzdem fand sich noch den Astenstaten ein fanatischer Böbel zusammen, um dem alten Manne die Fenster einzuwerfen. Und es blieb nicht bei diesen Vexationen, man suchte dem Greis bei jeder Gelegenheit übel mitzuspielen. Allmählig glätteten sich die aufgeregten Wogen und die Deger mußten erleben, daß ihr Vorgehen von der ganzen gebildeten Welt die strengste Verurtheilung erfuhr. Demmler blieb seiner Ueberzeugung treu, Ehre seinem Andenken!

Zur Empfehlung des Branntweinmonopols hieß es schon vor einigen Tagen in dem offiziellen „Narb. Corr.": „Die Produzenten dürfen von der Einführung des Branntweinmonopols eine Steigerung der Preise erwarten, da der Staat als der einzige Käufer im Inland alsdann die Regulirung des Handels ganz in seiner Hand hält." Von demselben Gedanken werden natürlich auch diejenigen Spiritusbrenner beherrscht, welche sich auf die Branntweinsteuerreform freuen, obgleich es eine Steuererhöhung sein soll. Sie rechnen, daß nicht nur nichts von der Steuer auf sie fallen werde, sondern sogar der Staat aus dem Steuerertrag ihnen bessere Preise, als sie im freien Verkehr beziehen, zahlen werde, so daß neben den Prämien für die Ausfuhr auch noch für den Inlandverkehr das Gewerbe der Spiritusbrenner eine Staatsunterstützung erhalten würde. Die „Zeitschrift für Spiritusindustrie" rechnet das in ihrer letzten Nummer schon speziell heraus. Bis vor Kurzem wurden 10 000 Liter Prozent, d. h. 100 Liter absoluten Alkohols, zu rund 37 Mark verkauft; jetzt, in Folge des Monopols-Projekts, ist eine Haufe eingetreten, bis beinahe 40 Mark für ein Hektoliter. Für das Hektoliter sind aber auch rund 16 Mark Steuer zu zahlen gewesen, und der augenblickliche steuerfreie Preis ist also rund 24 Mark. Die „Zeitschrift für Spiritusindustrie" fordert nun vom Staat bei Einführung des Monopols einen steuerfreien Minimalpreis von 30 Mark. Also ist dieser Minimalpreis schon 6 Mark höher, als der jetzige Marktpreis. Der steuerfreie Maximalpreis soll sein 40 Mark, der durchschnittliche Preis also 35 Mark. Gestellt nun, der letztere würde bezahlt, so erhielten gegenüber der jetzigen Lage des Marktpreises die Produzenten für jedes Hektoliter Spiritus ein Geschenk von 11 Mark, und bei der Höhe des jetzigen Konsums im Inland würden das jährlich einige Duzend Millionen Mark werden. Aber auch der Auslandspreis steht dem inländischen ziemlich gleich, und so verlore der Staat bei jedem Verkauf eines Hektoliters ins Ausland ebenfalls 11 Mark, indem er zu 24 Mark verkaufte, was er zu 35 Mark eingekauft hätte. Bei jährlich rund hundert Millionen Liter Verkauf ins Ausland, der ja aber noch gesteigert werden soll, wären das wieder 11 Millionen Mark Verlust für ein Jahr. Alle die Duzende von Millionen gingen erst ab, ehe der Staat einen Heller von der Steuer für sich erhielt. Daß mit solcher Lage der Dinge eine ewige Agitation gegen das Spiritusmonopol, gegen die Staatsverwaltung und gegen die Spiritusinteressenten ins Leben gerufen würde, ist selbstverständlich. Die „Zeitschrift für Spiritusindustrie" hat ihr Schiff etwas zu früh durch die Wellen streichen lassen!

Auf Grund des Sozialistengesetzes verbietet die kgl. Regierung von Oberbayern unterm 2. Januar das zwei doppel-spaltige Seiten umfassende Flugblatt mit der Ueberschrift „Profil Neujahr!" Druck und Verlag der schweizerischen Genossenschaftsbuchdruckerei Hottingen-Büch.

Frankreich. Die Ministerkrise dauert noch fort. Freycinet weigert sich noch immer, das Kabinett zu bilden, weil er glaubt, daß das selbe doch nicht von langer Dauer sein werde.

Ueber eine Soldatenmißhandlung und die Bestrafung des Mißthäters schreibt die „Republ. française": „Ein Beschluß des Präsidenten der Republik verhängte die schwerste Disziplinarstrafe, welche die Reglements kennen, über den Esadronschef Bazaine vom 35. Artillerie-Regiment, indem er diesen in Nichtaktivität durch Entsetzung von seinem Posten versetzt. Die vollständige Enquete, welche von dem General Fergemol, Bestfahaber des 11. Armeekorps, geleitet wird, ist noch nicht beendet, da Jedermann die Verantwortlichkeit für die abscheulichen Mißhandlungen, welche den Tod des Anoniers Aubin herbeiführten, auf die Andern zu schieben sucht. Die eine Thatsache aber steht fest: daß der Esadronschef Bazaine befohlen hatte, den bei den Reitübungen ungelegenen jungen Soldaten auf ein Pferd zu binden, daß der Esadronschef Bazaine gleichgiltig die Leiden des Unglücklichen mit angesehen hatte, von wo derselbe ohnmächtig ins Gefängnis getragen und ihm mit Eimern kalten Wassers sowie mit Peitschenhieben der Garau gemacht wurde. Herr Bazaine Resse wird aus der Armee weggeschickt und dies ist nur billig. Die Subalternen, die unter seinen Befehlen standen, haben jedoch bei den Austritten vom 14. Dezember thätig mitgewirkt; sobald die Rolle eines Jeden von ihnen unparteiisch festgestellt ist, wird der Kriegsminister die Disziplinarstrafen verhängen, welche die Stadt und die Garnison Vannes als gerechte Vergeltung erwarten." — Die Strafe ist viel zu gelinde, haben die Herren Bazaine und Genossen den Kernsten Kaltblütig ermordet, so verdienen sie nicht nur weggejagt, sondern obenein ins Juicht-haus gesteckt zu werden.

Amerika. Mr. Egan, der Präsident der irischen National-Liga, hat ein Rundschreiben erlassen, worin er das National-Komitee jener Foziation für den 20. Januar nach Chicago einberuft. Mr. Egan schreibt, daß er bis dahin Nachrichten aus Irland zu erhalten hofft, die das Komitee befähigen werden, endgiltig den Zeitpunkt für das Abhalten einer Konvention der Liga anzudeuten, welcher Mr. Barnell persönlich anwohnen wird. Man veranschlagt die Sammlungen der Liga für Mr. Barnell's parlamentarischen Fonds auf 100 000, und außerdem hat der irische parlamentarische Fonds Verein in New-York 250 000 zusammengebracht.

Quebec, den 30. Dezember. Die meisten katholischen Bischöfe der Provinz werden im Laufe dieser Woche einen Hirtenbrief erlassen, worin sie die Agitation unter den französischen Kanadiern auf Grund der Einrichtung des Insurgentenführers Louis Riél als dem Schreiben des Papstes zuwider, welches die Katholiken ermahnt, das Gesetz des Landes zu achten, verdammen werden.

Washington, 2. Januar. Die Staatschuld der Vereinigten Staaten hat im Monat Dezember um 9 090 000 Doll. abgenommen, im Staatschätze befanden sich ultimo Dezember 494 360 000 Doll.

Kommunales.

w. Nach dem Geschäftsberichte der städtischen Sparkasse im Quartal Juli/September 1885 blieb am 30. Juni 1885 bei der Sparkasse ein barer Bestand von 7 839 839,61 Mk. Eingezahlt wurden im zweiten Vierteljahr von den Interessenten 1 852 755,62 Mk., die Rückzahlungen an die Interessenten betragen in demselben Quartal 3 304 395,60 Mk. Hiernach ergibt sich pro Quartal Juli/September 1885 eine Mehreinnahme von 1 548 370,2 Mk. Die Forderungen der Interessenten belief sich ult. Juni 1885 auf 58 717 184,39 Mk., sie erhöhte sich ult. September 1885 auf 60 265 554,41 Mk. Im genannten Quartal sind ferner vereinnahmt an Valuta für verlorste Wertpapiere, für zurückgezahlte Hypotheken, an Zinsen zc. 13 436 575,86 Mk., verausgabt für erworbene Wertpapiere zc. 6 433 854,20 Mk., in Abzug kommen die Ausgaben des Grundstücksfonds mit 41897,44 Mk. Hiernach bleibt ult. September 1885 ein Gesamtbestand von 7 036 507,67 Mk., darunter in Wechseln 6 434 597,54 Mk. Bar 100 913,13 Mk., in Vorkäufen 500 996 Mk. Außerdem waren ult. September 1885 vorhanden an Dokumenten 56 065 297,50 Mk., ausstehende Sparlastenbücher zum Werthe von 25 273,50 Mk. und der Grundstücksverthe mit 1 036 517,33 Mk. Das Gesamtvermögen der Sparkasse betrug somit ult. September 1885 64 163 595 Mk.

Für den 135. Stadbezirk werden an Stelle des verstorbenen Bezirksvorstehers Wachs die Geschäfte bis auf Weiteres durch den Bezirksvorsteher-Stellvertreter Herrn Kaufmann Hoppe, Alte Jakobstr. 67 wohnhaft, erledigt.

Nach Mittheilung des Statistischen Amtes der Stadt Berlin sind bei den hiesigen Standesämtern in der Woche vom 20. Dezember bis incl. 26. Dezember zur Anmeldung gekommen: 203 Geburten, 709 Lebendgeborene, 39 Tode, 534 Sterbefälle.

Lokales.

Die Witterung des Monats Dezember v. J. dürfte Wenige zufriedenge stellt haben. Es wollte nichts Rechtes werden mit der Herrschaft des Winters, der zwar in der Zeit vom 8.—12. einen energischen Anlauf unternahm, aber das Feld nicht behaupten konnte, das ihm der unausgesetzte wehende Äquatorialstrom freitrag machte. Der Streik zog Alles in Mitleidenschaft, indem die Temperatur heute über, morgen unter null Grad stand. Bekanntermaßen üben bereits die geringsten Schwankungen um den Gefrierpunkt einen großen Einfluss aus auf das Wohlbefinden der Menschen; die Klage über das Wetter und der Wunsch nach einem ordentlichen Winter war mithin allgemein; es scheint aber, als ob die Kundigen, die aus dem frühen Fortzug der Vögel, aus dem festen Verschlag der Vienenhäute und aus all den anderen „untrüglichen“ Anzeichen einen strengen Winter prophezeit haben, wieder Unrecht haben sollen. Allerdings dürfen wir eingedenk des alten Sprichworts: „Wenn die Tage beginnen zu lachen, kommt die Kälte gegangen“, nicht zu früh frohlocken. Daß der Winter noch Nacht hat, wenn er will, davon gab schon der 12. Dezember Kunde, der kälter war als irgend ein Tag der letzten beiden Winter. Das Resultat der in dieser Zeitung täglich veröffentlichten meteorologischen Beobachtungen war für den vergangenen Monat folgendes: Der mittlere Barometerstand betrug 761,2 mm, war mithin bedeutend zu hoch. Am 18. stieg das Barometer bis auf 773,1 mm und hielt sich ziemlich lange auf einem ähnlich hohen Standpunkte. Die Schwankungen waren nur zeitweise beträchtlich, trotzdem vielfach stürmische Winde wehten. Sein Minimum erreichte das Barometer mit 740,8 mm am 6. Die mittlere Monats-temperatur betrug 0,0 Grad; sie war um 0,5 Grad zu niedrig. Veranlaßt ist dieses Resultat lediglich durch die Kälte in den Tagen vom 8.—13., die sehr intensiv war. Am 12. Morgens erreichte die Temperatur ihr Minimum mit — 13,5 Grad; das Tagesmittel betrug — 10,5 Grad; die folgende Nacht versprach noch kälter zu werden, da schon Abends um 10 Uhr 12 Grad Kälte beobachtet wurden, doch ging der Wind nach Südwest herum und das Minimum kam nur auf 13,0 Grad. Tags über stieg die Temperatur beträchtlich, so daß sie Abends nur noch — 2 Grad betrug. Der folgende Tag brachte dann das Tauwetter. Im weiteren Verlaufe des Monats sank das Thermometer nicht mehr unter 5 Grad Kälte. Ihr Maximum erreichte die Temperatur am 1. mit 7,8 Grad, so daß also Maximum und Minimum um 21,3 Grad auseinander lagen. 20 Tage waren Frosttage (Minimum unter 0 Grad). Die Windrichtung war in so fern sehr abnorm, als im Verlaufe des ganzen Monats nicht ein einziges Mal Ost-, Nordost- oder Südostwind beobachtet wurde. Vorherrschend waren reine Westwinde (27), dann folgen Südwest (23), Nordwest (17), Nord (8) und Süd (6). Windstille wurde 12 mal konstatiert. An 3 Tagen dagegen erhob sich der Wind zum Sturm. Die mittlere Windgeschwindigkeit betrug pro Stunde 22,0 Kilometer gegen 17,8 im November. Die Bevölkerung war geringer, als sie im Dezember zu sein pflegt. Sie betrug, wenn 0 ganz heiter und 10 ganz bedeckt bedeutet, im Monatsmittel 6,3. 4 Tage waren völlig wolkenlos, 7 völlig trübe. Als trübe im meteorologischen Sinne (über 8) konnten 12 Tage gelten. Die Luftfeuchtigkeit war mit 82,5 pCt. normal. Das Maximum betrug 100 pCt. am 8. bei Nebel, das Minimum 50 pCt. am 29. bei sehr starkem Winde und heiterem Himmel. Niederschläge fielen nur an 11 Tagen, darunter 3 mal in Gestalt von Schnee. Die Gesamthöhe der Niederschläge betrug 26,8 mm, d. i. 23,4 mm weniger, als für den Dezember normal ist.

Von der kolossalen Frequenz der königlichen Charities dürften nachstehende Zahlen einen ungefähren Begriff geben. Es wurden in dieselbe im Laufe des verfloffenen Jahres aufgenommen 9493 Männer und 7662 Frauen. In der Entbindungsanstalt wurden 575 Knaben und 605 Mädchen lebend, 46 Knaben und 46 Mädchen todt geboren. In Summa ist also 18 000 Menschen Hilfe und Beistand gewährt worden. Gestorben sind in der Anstalt 1120 Männer und 732 Frauen, sowie 47 männliche und 37 weibliche Säuglinge.

Der Berliner Goldgräber. Man schreibt dem Neuen Wiener Abendbl. aus München: Vor zwei Jahren tauchte das Gerücht auf, daß bei Deggendorf (Niederbayern) Goldlager entdeckt worden seien. Die Sache machte natürlich großes Aufsehen und wurden auch von Seite unserer Bergwerksbehörde Untersuchungen angestellt, die nichts weiter ergaben, als daß sich geringwertige Erze mit einem Minimalgoldgehalt, so viel, als etwa der Sand der Berliner Hahnenhaide mit sich führen dürfte, vorfinden. Ein spekulativer Bruder Berliner hat sich nun neuerdings der Sache angenommen, 16 Partellen „Goldgrund“ zu billiger Preise erworben und ein „Bauhau“ in Berlin beauftragt, eine halbe Million Mark als erste Schuld auf sein „Goldbergwerk“ zum Kurse von 96 Prozent zur Subskription zu bringen. Die Subskribenten erhalten Genußscheine, welche ihnen 10 Prozent vom Reingewinn zusichern. Die Deggendorfer bereuen fest, zum Bau einer Kirche eine Lotterie veranstaltet zu haben, wo sie es doch viel bequemer gehabt hätten, einfach das nötige Baukapital auszugraben. Hier erregt die Geschichte viel Heiterkeit.

Wegen eines zu geringen Weihnachtsgeschenks hat ein Bediensteter des Restaurateurs W. in dem benachbarten Reiniandorf, dem „B. L.“ zufolge, seinem Herrn einen ganz niederträchtigen Streich gespielt. Herr S. veranstaltete am ersten Weihnachtstage ein Konzert mit Tanzkränzen. Kurz vor 7 Uhr — es hatten sich erst etwa sechs bis acht Gäste eingefunden — bemerkte ein Kellner, daß einige Glasgylinder am Kronleuchter geplagt waren, und stieg, um die Dichte niederzuschrauben, auf einen Stuhl. In diesem Augenblick löste sich der mächtige, mit zwölf Petroleumlampen besetzte Kronleuchter

von der Decke und stürzte mit donnerartigem Gepolter zu Boden, den Kellner unter sich begrabend. Ein jäher Schreck lähmte momentan alle Anwesenden, doch zeigte sich bald, daß der Unfall ohne ernste Folgen blieb. Der Kellner kam wunderbarer Weise mit einigen unbedeutenden Kontusionen davon und konnte ohne Beschwerden seine Obliegenheiten erfüllen. An dem Kronleuchter war sämtliches Glaswerk zertrümmert, nur die Petroleum-Öffnungen blieben unversehrt, und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß kein Petroleum ausströmte und sich entzündete. Dem programmmäßigen Verlaufe der Festschlichtung ist übrigens dieser Unfall keinen Abbruch. Der Verdacht der Täterschaft lenkte sich alsbald auf einen Hausknecht, mit dem Herr S. unzufrieden zu sein Ursache hatte, weshalb er ihm bereits zu Neujahr gekündigt und auch zu Weihnachten nur ein geringfügiges Geschenk gemacht hatte. Dieser Verdacht fand bald seine Bestätigung. Es wurde ermittelt, daß der Hausknecht aus Rachsucht geküchert hatte, er werde das seinem Herrn schon eintränken und ihm einen Schabernak spielen, an den er denken sollte. Weiter wurde festgestellt, daß derselbe den Kronleuchter kurz zuvor gepulvt und daß seitdem Niemand daran zu schaffen hatte. Endlich fand sich, daß der Volzen, mit welchem der Kronleuchter an der Decke befestigt war, fehlte und trotz emfigen Suchens nicht aufgefunden werden konnte. Wahrscheinlich hatte also der boshafte Mensch beim Zug des Kronleuchters den Sicherheitsbolzen herausgezogen und dadurch das Unheil angezettelt.

Geradezu ungläublich ist es, daß die unausgesetzten Warnungen in der Presse gegen das Abpringen von einem in der Fahrt befindlichen Pferdebahnwagen ganz und gar unbeachtet gelassen werden. So sprang vorgestern Abend in der Leipzigerstraße, gegenüber dem Haase'schen Geschäft, ein alter Herr von einem nach Schöneberg fahrenden Pferdebahnwagen und stürzte so unglücklich zur Erde, daß er bewußtlos fortgetragen werden mußte. — Nicht viel anders erging es einem Mann mit seiner Frau, welche an demselben Tage Abends gegen 8 Uhr in der Dranienstraße, kurz vor der Haltestelle an der Mantuffelstraße, von einem Pferdebahnwagen sprangen. Sie fielen beide der Länge nach in den Straßenschutt und außerdem kamen sie noch in die Gefahr, von einem dahervorfahrenden Schlächtereisenwagen überfahren zu werden.

Polizei-Bericht. Am 1. d. Mts., Nachmittags, machte ein Mädchen in der Schulstraße, angeblich wegen eines Perforationsfusses mit ihrem Bräutigam, den Versuch, sich mittelst Schwefelsäure zu vergiften und erlitt dadurch so schwere Verletzungen, daß es nach der Charitée gebracht werden mußte. — Am 2. d. Mts., Abends, war die bei dem Eigentümer Wegerer, Krautstr. 14, in Dienst stehende Drapong auf der Kochmaschine gestiegen, um einen über derselben befindlichen Schieber zu zugen. Hierbei stieß sie eine Flasche mit Petroleum um, das ausgeflossene Petroleum geriet an der glühenden Maschinenplatte in Brand und ergriff die Flamme auch die Kleider der Drapong, so daß sie, bevor Hilfe herbeikam, so schwere Brandwunden erlitt, daß sie nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht werden mußte. — Am 3. d. Mts., Vormittags, hatte ein unbekannter Mann auf dem Dönhofsplatz durch Einnehmen eines pulverartigen Stoffes den Versuch gemacht, sich zu vergiften. Er wurde noch lebend nach der Wache des 40. Polizei-Regiments und später nach der Charitée gebracht. — Um dieselbe Zeit wurde der Hilfs-Weichensteller Kress auf dem Bahnhof „Friedrichstraße“ mit eingedrückttem Schädel, neben einer Weiche liegend, todt aufgefunden. Auf welche Weise derselbe verunglückt ist, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — An demselben Tage, Mittags, fuhr in der Schaufelstraße eine Droschke in die die aufstehende Wache des Garde-Jäger-Regiments begleitende Menschenmenge hinein und wurde hierbei ein Knabe derart überfahren, daß er anscheinend schwere innere Verletzungen erlitt und nach der elterlichen Wohnung gebracht werden mußte.

Vermischtes.

Tausend Jahre Kerker. London besitzt zwei große Gefängnisse von erheblichem Alter: den Tower und Newgate. Während an den ersteren die großen historischen Trauerspiele, an denen Englands Geschichte so reich ist, sich abspielten, die Köpfe der Fürsten und Lords von England hier unter dem Beile des Richters fielen, der Einsatz, den die hier Verhafteten gewagt, sehr oft nicht mehr und nicht weniger wie die Krone Englands gewesen war, ist das Gefängnis von Newgate der Schauplatz der kleinen Dramen aus dem Volke gewesen, jener kleinen Szenen, die nicht weniger Schmerz, nicht weniger tiefes Leid im Gefolge haben, wie die großen historischen Trauerspiele, an denen aber der Geschichtsschreiber achtlos vorübergeht und die in den Werken der Dichter höchstens als kleine Episoden erscheinen. Tausend Jahre fast sind es, seit Newgate gegründet wurde; nunmehr ist unter dem Titel „Chronicles of Newgate“ eine Geschichte des Gefängnisses von dem Major und Gefängnisinspektor Galtforth erschienen, die uns einen Einblick gewährt in die Summe von Jammer, Elend und Thänen, welche sich hier in tausend Jahren zusammengedrängt!

Die Lage der Gefangenen in Newgate war lange Zeit eine äußerst bejammernswürdige; in ihre finsternen und unreinlichen Zellen drang selten der Schimmer des Tages, frische Luft reinigte niemals die überstehende Atmosphäre. Während es von der Freigeleitigkeit (!) des jeweiligen Lord-Mayors abhing, ob den Gefangenen reines und frisches Wasser verabreicht wurde, existierte nicht einmal ein Fonds, aus dem ihre Beföstigung hätte bestritten werden können. Zu den spärlichen Rationen, die sie erhielten, wurden nur konfiskirte Waaren verwendet, beispielsweise Brot von vorchriftswidriger Qualität oder zu leichtem Gewicht, Fleisch, das verdorben und zum öffentlichen Verkauf untauglich befunden war und dergleichen mehr, weshalb häufig milde Gaben, in Nahrungsmitteleinrichtungen bestehend, der Anstalt für ihre Insassen übermittelte und sogar gelegentlich von wohlhabenden Bürgern zu dem gleichen Zweck Legate hinterlassen wurden. Weniger dürfen wir uns darüber wundern, daß die Gefangenen, einerlei, ob sie sich in Straf- oder nur in Untersuchungshaft befanden und ohne Rücksicht auf die Art ihrer Verbrechen zusammengesteckt wurden. Eine eventuelle Klassifizierung war lediglich Sache des Gefängnisinspektors, und der Grundlag, durch den vieler sich dabei leiten ließ, Erpressung einer möglichst hohen Geldsumme. Durch Geld konnte der Gefangene sich den schmutzigen Komfort kaufen, den ihm der Aufseher zu bieten vermochte; aber er war gleichwohl nicht im Stande, sich von der unheilvollen Gesellschaft gewohnheitsmäßiger Verbrecher zu retten, die gleichfalls über pekuniäre Mittel verfügten und nicht weniger bestrebt waren, die schrecklichsten unter den Schrecken des Kerkers zu sich abzuwenden.

Auch das Gewicht der Ketten, welche bis in die jüngste Zeit von Schuldigen und Unschuldigen ohne Unterschied getragen werden mußten, wurde nach dem Preise bemessen, den der Gefangene für die Erleichterung derselben zu bezahlen im Stande war. Es herrschte die Sitte, den Neuangenommenen mit enormen Ketten zu belassen und demselben einzuschuldern, daß er sich, wenn er nur irgend die Mittel besaß, alsbald zur Zahlung einer übergroßen Summe herbeiließ. Im Uebrigen war das Gefängnis zu allen Zeiten so entsetzlich überfüllt, daß Krankheit und Pestilenz zumeist in demselben wütheten und todtbringende Ansteckung häufig in die benachbarten Gerichtsgebäude hinübergriff.

Das wirkliche Hinderniß einer thatkräftigen Reform war das Interesse, das eine große Anzahl zum Theil sehr einfluß-

reicher Personen daran nahm, daß die Dinge in ihrem alten Stande erhalten wurden. Denn es gab kaum ein Gefängnis, das besser, wohl aber mehrere, die noch viel schlechter verwalet wurden. Einige der übelberüchtigtesten Gefangenenhäuser im Lande waren dazumal das Privateigentum von Personen, wie der Herzog von Portland und der Bischof von Ely. Das dem letztgenannten kirchlichen Würdenträger gehörige und zu dessen Nutzen verpachtete Gefängnis war eine baufällige Ruine, die gegen das Entweichen der Eingekerkerten so geringe Sicherheit bot, daß der Wächter und Aufseher sich genöthigt sah, seine Zuflucht zu einem Hausmittelchen zu nehmen, das folgendermaßen beschriebene wird: „Die Gefangenen wurden in horizontaler Lage auf dem Boden angelegt, einen eisernen, inwendig mit Stacheln versehenen Kragen um den Hals, eine schwere eiserne Socke um jedes Bein.“ In den früheren Tagen von Newgate wurde der Posten eines Aufsehers des Gefängnisses an den Meißelbiedenden verauktionirt, und der Käufer mußte den Hinz aus den Leibern der unglücklichen Gefangenen buchstäblich „herauswischen“.

Das sechzehnte Jahrhundert war jene Zeit, in der man keine andere Strafbestrafung kannte, als die Bußfugung körperlichen Schmerzes — mochte nun dieser Schmerz in dem Tode selber oder in etwas Schlimmerem bestehen. Die Gefängnisse dienten dazumal nicht zur Verbüßung einer Freiheitsstrafe, sondern waren lediglich die Vorgimmer zum Galgen oder Richtblock. Von der Peitsche bis zum glühenden Eisen oder Galgen führte nur ein Schritt. Man liebte kurzen Prozeß. Als im Jahre 1531 der Koch des Bischofs von Rochester in der Absicht, seinen Herrn zu vergiften, nicht weniger als 16 Personen in's Henselth beförderte, wurde sofort ein Gesetz gegeben, welches „Tod durch Kochen“ als einzige verdiente Strafe bestimmte; der unglückliche Koch ward demzufolge nach allen Regeln seiner eigenen Kunst zu Tode gefottet. Das Writen mit glühendem Eisen, Abschneiden von Gliedern, entwürdigende öffentliche Schaustellungen waren ganz gewöhnliche Strafen.

Der furchtbare Urtheilspruch, der gefällt werden konnte, hatte folgenden Wortlaut: „Du sollst zurückgebracht werden in das Gefängnis, von dannen Du gekommen bist, in eine niedrige Zelle, in welche kein Licht eindringen kann; da sollst Du auf dem bloßen Erdboden auf den Rücken gelegt und angeketet werden, mit einem Luch um Deine Lenden, aber sonst nadeud, dann soll man auf Deinen Körper legen ein Gewicht von Eisen, so groß Du es ertragen kannst, und noch größer; Du sollst keine andere Nahrung haben, als am ersten Tag drei Bissen des gemeinsten Brotes, am zweiten Tage drei Schluß Wasser aus der erstenen Pfütze vor des Gefängnisses Thür, am dritten Tage wieder drei Bissen Brot, wie vordem, und solches Brot und solches Wasser von Tag zu Tag, bis Du stirbst.“ Diese grausam erfindliche Todesstrafe ward zum letzten Male in England im Jahre 1726 und noch etwas später in Irland in Anwendung gebracht. Die Hinrichtungsoberkeit ward natürlich mit größter Kaltblütigkeit als reine Geschäftssache abgemacht; der schauerlichen Scene fehlte jedes Ernste und Feierliche. Für den Rob war natürlich Feiertag; er bildete Spalter und ermutigte oder schmähete den Sünden, je nachdem derselbe sich einer Art Popularität bei gewissen Volksschichten erfreute oder ein Unbekannter war. Im ersteren Falle ward er enthusiastisch bewillkommt, man warf ihm Blumen zu oder reichte ihm zu trinken; im anderen Falle bewarf man ihn mit Roth, überhäufte man ihn mit Schmähungen. Die Rede, welche der Verurtheilte vor dem Tode an die versammelte Volksmasse zu halten berechtigt war, arbeitete derselbe oft in Newgate mit seinen Hellsengenen aus; in der Stadt besprach man ihren Inhalt Wochen vorher und am Tage der Hinrichtung wurden Exemplare derselben durch Hausierer an den Böbel verkauft. Als in späteren Jahren die Exekutionen nur noch innerhalb der Gefängnismauern von Newgate vollzogen wurden, prügelte sich der blutdürstige Rob vor den Thoren, und die Heiden von blauem Blute frühstückten mit dem Gefängnisinspektor für einen Stechsalz, oder mietheten ein Fenster um einen ungeheuren Preis. Die Zuschauer kümpften wie Rasende um die Plätze in den vorderen Reihen, manche fielen nieder und wurden zu Tode getreten; tauend Reihlen schrien und kreischten durch einander. Der Tumult erreichte seinen Höhepunkt, wenn die schwarzgelblichen Gestalten der Darsteller in dem Schauspiel unter dem Galgen erschienen. „Güte ab!“ — „Borne niedersehen!“ rief man in den hintersten Reihen — — bis plötzlich Alles lautlos verstummte — die Fallklappe war zurückgezogen, der Körper hing zuckend in der Luft und der elende Sünden war in's Jenseits befördert.

Eine Erdgas-Stadt. Die Stadt Findlay im nordöstlichen Ohio bietet ein Beispiel davon, welche Umwälzung die Entdeckung, daß das dem Erdboden entstehende natürliche Gas für Heizungs- und Beleuchtungswecke nutzbar gemacht werden kann, nicht nur in den Geschäften, sondern auch in dem ganzen häuslichen Leben der Orte, wo sich solches Gas findet, hervorgerufen hat. Daß in Findlay und Umgegend an vielen Stellen natürliches Gas der Erde entquoll, wußte man schon lange. Die kleinen Jungen benutzten es sogar bei ihren Spielen und machten sich öfter das Vergnügen, es anzuzünden. Als ein alter Jahrgang, Namens Jakob Carr, sich einen Brunnen graben ließ, bemerkte er, daß das Wasser einen schlechten Geschmack hatte und daß ihm Gas entquoll. Er sagte das Gas in eine blecherne Röhre und zündete es an. Dann kam ihm der Gedanke, es in seinem Hause zu gebrauchen und er hat dies seit einer Reihe von Jahren gethan. Aber Niemand kam auf die Idee, Versuche zur Nahrungsmachung des Gases im Großen zu machen, bis Pittsburg mit gutem Beispiel voranging. Nun trat eine Anzahl Bürger von Findlay zusammen und ließ einen Gasbrunnen bohren. Bei 450 Fuß fand man Del genug, um das Drizmaterial für die Bohrmaschine zu liefern. Bei 1200 Fuß begann das Gas mit großer Kraft emporzuströmen. So wie die Gasgesellschaft des Staates dies bemerkte, ließ sie neben ihrer Gasanstalt auch einen Brunnen bohren und hatte das Glück, ebenfalls auf eine reiche Gasader zu treffen. Sie braucht jetzt keine Kohlen zur Gasbereitung mehr, ihre Werke stehen still, aber sie liefert ihren Kunden Erdgas durch die alten, für künstliches Gas gelegten Röhren. Natürlich hat sie ihre Preise herabsetzen müssen. Gas für einen Kochofen kostet 1 Doll. den Monat. Kerzer giebt es nicht. Jeder kann so viel Gas brauchen, wie er will; die Berechnung geschieht nach der Zahl der Flammen. Die Straßen werden mit aufrecht stehenden Röhren ohne Laternen beleuchtet. Das Gas entströmt denselben, sobald der Fahr aufgedreht wird, es wird angesteckt und eine mächtige Fackel schlägt in die Höhe, stark genug, um dem Winde zu widerstehen. Einige größere Fabriken im Orte, die bis zu 4000 Doll. Kohlen im Jahre brauchten, haben sich eigene Gasbrunnen bohren lassen. Ein solcher Brunnen kostet 1000—1500 Doll. und liefert nachher ohne andere Kosten, als Auslagen für etwaige Reparaturen, Heizungs- und Beleuchtungsmaterial umsonst. Es giebt in der Stadt jetzt neun Gasbrunnen, die ungefähr 8 Millionen Kubikfuß Gas den Tag liefern. Man braucht also mit dem Gas nicht zu sparen. Der Grundbesitz in der Stadt und Umgegend ist natürlich ungeheuer im Preise gestiegen. Farmland, das früher 50—100 Doll. werth war, ist jetzt kaum für 1000 Doll. zu haben. Auswärtige Kapitalisten kaufen Land in der Umgegend, um Fabriken darauf anzulegen, in denen das natürliche Gas zur Feuerung benutzt werden soll. Den meisten Brunnen entfließt auch Del, das zwar nicht sehr rein, aber als Maschinenöl sehr gut zu benutzen ist. Die einzige Besorgnis ist, daß das Gas einmal alle werden möge, worauf dann die ganze Herrlichkeit zu Ende wäre.

Bisfig. Eine bekannte Sängerin heirathete jüngst. „Sie soll ihm Alles gedeckelt haben,“ sagte eine bodhafte Bäuerin. „Welcher Muth!“ fügte eine Zweite hinzu. „Und welches Gedächtniß!“ eine Dritte.

Epithelwirthschaft oder leichtfertiger Dubenkreich?
Nach der Hinrichtung Viesle's wurde der Schuhmachermeister Suladin zu Basel durch mehrere anarchoistische Drobhriete, worin ihm sein Todesurtheil vom "Richterkomitee" mitgetheilt wurde, gar sehr erschreckt. Der Verfasser dieser anarchoistischen Literatur ist jetzt gefangen worden; er hat bloß einen "schlechten Witz" machen wollen, der ihm aber schlecht bekommen wird. Er hat bereits "im Schatten lächerlicher Denkart". Es ist der Polizeibeamte Waldmann, Altuar der kriminalistischen Ueberweisungsbehörde.

Eine Szene im Irrenhause. Aus Paris wird geschrieben: Vor einigen Tagen feierte der junge Seidenwaaren-Fabrikant Barnard seine Hochzeit mit dem achtzehnjährigen Fräulein Sidie Dubois. Zwischen der Trauung und dem Festmahle überredete der junge Ehemann seine Braut, mit ihm seinen seit zehn Jahren in einer Einzelzelle des Irrenhauses befindlichen Vater Charles Barnard besuchen zu wollen. Die Braut erklärte sich einverstanden, und als sie zu dem Vater kamen, versicherte sie die Wärterin, der alte Herr sei ganz ruhig und werde sich gewiß freuen, seine Verwandten zu sehen, da er bereits seit Wochen von der Hochzeit erzähle. Das junge Paar trat ein, und während die Braut aus ihrer Tasche mitgebrachtes Zuckerwerk hervorholte, schrie der Irre plötzlich: "Du bist die böse Fee, die mich hieher verbannte!" sprang gleich einem Raubthiere auf die Unglückliche los und begann sie am Halse zu würgen, während er ihren Leib mit den Nägeln zerfleischte. Auf den Lärm kamen von allen Seiten Leute herbei; man befreite die bewußtlose Braut, doch dieselbe fiel in Folge der Aufregung in Krämpfe und starb nach wenigen Stunden.

Vom Niederrhein, 28. Dezember. Die Stadt Merssen war vorgestern Abend der Schauplay einer entsetzlichen Szene.

Ein Dachdecker war in einem dortigen Wirthshause mit den Gästen in Streit gerathen und wurde hinausgeworfen. Er begab sich nun auf das Dach, riß Pfannen los und bombardirte seine Gegner auf der Straße. Da erschien ein Polizeiergeant, begab sich auf den Boden, um den Wüthenden herunterzuholen, hob einige Ziegel aus und verlegte dem oben befindlichen Dachdecker einen Säckel in den Unterleib. Blutüberströmte lollerte der Betroffene vom Dache herunter und stürzte auf die Straße, wo er, wie die "Frankf. Ztg." mittheilt, als Leiche aufgehoben wurde.

Smünd, 1. Jan. Ein junger Mann, der von der Polizei, als er das Neujahr anschoß, auf frischer That ertappt wurde, hat sich, wie man dem Stuttgarter "N. Z." schreibt, aus Angst vor der zu gewärtigenden Strafe erschossen.

Literarisches.

Von dem illustrierten Unterhaltungsblatt "Die neue Welt", Hamburg, Verlag von J. H. W. Diez, ist soeben Heft 7 des ersten Jahrganges erschienen.

Inhalt: Vom Stamm gerissen. Roman von E. Langer. (Fortsetzung.) — Die heilige Nacht vor 1300 Jahren. Ein altgermanisches Kulturbild von Albert Lindner. — Wie lernen unsere Kinder denken und sprechen? Von Dr. J. Steinbeck. — Ghirna. Gedicht von Chr. Lannuyer. — Auf der Kleinfeste. Erzählung von Alfred Stelzner. (Schluß.) — Der Weinbau. Von Viktor Kewall. (Schluß.) — Das Kreischen der Raubvögel. — Unsere Illustrationen: Die Leipziger Puppentheater. Das Fischziehen in Steiermark. Eine Gemeinderathssitzung. Weibnachtsabend im Gebirge. — Für unsere Hausfrauen. — Heilkunde und Gesundheitspflege. — Elektro-Technisches. — Vermischtes. — Räthsel. — Redaktions-Korrespondenz. — Arztlicher

Rathgeber. — Literarisches. — Die Metallindustrie in Rußland. — Mannichfaltiges. — Das vergessene Dorf. (Aus Nekrasows Gedichten).

Vom "Recht auf Arbeit", sozialpolitische Wochenschrift, herausgegeben von L. Bierre in München, ist soeben Nr. 84 erschienen. Dieselbe hat folgenden Inhalt: Das Arbeiterschutzgesetz im deutschen Reichstage (Schluß). — Situationsberichte aus Westfalen, Oberhausen, Süchteln. — Kapital und Arbeit: Berichte aus Berlin, Geseftsmünde, Offenbach, Pest, London. — Der Fabrikinspektor. — Sozialpolitische Rundschau: Der Nord-Ostseeanal. Verordnungen über die Sonntagsruhe. Resolution gegen die Sonntagsruhe. Agitation für die Doppelwährung. Vom Kongress. Vom Pariser Gemeinderath. Soziales aus der Schweiz. — Vereine und Versammlungen: Korrespondenzen aus Berlin, Gienburg, Baden-Baden, Neustadt a. S., Ludwigsbafen, München. — Krankenlaffenwesen etc.

Briefkasten der Redaktion.

Mehrere Abonnenten. Ihre Wünsche sollen berücksichtigt werden. Nähere Mittheilungen brieflich.

E. G., Pa. is. Besten Dank für die Sendung. Auch wir wünschen das Beste zum neuen Jahr. — Von Franzos giebt es unter dem Titel: "Higeunergeschichten" nichts, wahrscheinlich meinen Sie: "Aus Halbaffen". 2 Bände, oder vom "Don zur Donau". 2 Bde. Erstes ist vergriffen, letzteres können Sie auf Wunsch erhalten.

J. A. Erlundigen Sie sich auf dem betreffenden Polizeibureau, Etwas anderes können wir doch nicht thun. A. S., Alexandrinenstr. Eine solche Adresse ist uns nicht bekannt.

Theater.
Dienstag, den 5. Januar.
Opernhaus. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten.
Schauspielhaus. Faust, dramatisches Gedicht in 6 Akten von Goethe.
Deutsches Theater. Der Bureaurat.
Residenz-Theater Clara Soheil. Vorher: Die Schultreiterin.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Die Hiedermaus.
Walhalla-Operetten-Theater. Mamfell Angot.
Ballner-Theater. Frau Direktor Striese.
Belle-Alliance-Theater. Lucinde vom Theater.
Central-Theater. Der Stabs-Trompeter.
Louisenstädtisches Theater. Der Wildschütz.
Victoria-Theater. Messalina.
Ostend-Theater. Theodora.
Königstädtisches Theater. Die Marionetten des Teufels.
American-Theater. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Theater der Reichshallen. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Kaufmann's Variete. Große Spezialitäten-Vorstellung.
Konfordia. Große Spezialitäten-Vorstellung.

Alhambra-Theater.
Wallnertheaterstraße 16.
Heute und folgende Tage:
Ferdinand Avesti,
der Leichenräuber.
Melodrama in 3 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.
Vor der Vorstellung:
Gr. Konzert der Hauskapelle.
Anfang des Konzerts Wochentags 7 Uhr, der Vorstellung 7 1/4 Uhr.
Anfang des Konzerts Sonntags 6 Uhr, der Vorstellung 7 1/4 Uhr.
Bonn haben Wochentags Gültigkeit und sind im Theaterbureau (12-1 Uhr) gratis zu haben.

Passage 1 Treppe. 9 U. Morg. bis 10 U. Ab.
Kaiser-Panorama.
Eine bequeme Wanderung durch Paris. Amerika-Kalifornien. Der Nord-Weihnachts-Ausstellung: Das Leben Jesu. Jerusalem etc. Eine Reise 20 Pf., Kinder nur 10 Pf. Abonnements 1 R.
Allen Freunden und Bekannten empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
326] **Fritz Ebel, Skalitzerstr. 43.**

Ich bin beim Kgl. Landgericht 1 hieselbst als Rechtsanwalt zugelassen. Mein Bureau befindet sich [255] W., Leipzigerstraße 46.
Dr. Martin Reiche.

Louisenstädtischer **Bezirks-Verein "Vorwärts"**.
Dienstag, den 5. d. Mis., Abds. 8 1/2 Uhr, bei **Marquardt**, Alexandrinenstraße 110, **Vereins-Versammlung.**
Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. **Gersch** über: "Kabale und Liebe". 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
370] **Der Vorstand.**

Ein Parteilgenosse, der längere Zeit in einer großen Schweineschlächtere gearbeitet hat, empfiehlt sich den Herren Restaurateuren als tüchtiger Hauswächter. [258]
Zu erst. b. Gärt, Dorotheenstr. 22, S. 2 Tr. 1.
Der unentgeltliche Arbeits-Nachweis der Klavierarbeiter befindet sich **Skalitzerstr. 18** bei **Stramm**. [572]

Täglich: Königsberger Fleck, à Portion 25 Pf.
im **Restaurant Skalitzerstraße 18** bei **Stramm**. 2588

Staatlich concessionirte
Deutsche Kunstgewerbe-Lotterie.
Ziehung in Berlin am 24., 25., 26. Februar 1886.
5000 Gewinne im Gesamtverthe von
62,900 Mark.
Erster Hauptgewinn: Salon, Speisezimmer, Schlafzimmer.
Zweiter Hauptgewinn: Wohnzimmer, Schlafzimmer.
Dritter Hauptgewinn: Rococo-Salon.
Vierter Hauptgewinn: Altdutsche Trinkstube u. s. w.
Loose à 1 Mark sind zu beziehen durch den General-Debit von
R. Schumacher, Berlin C., Königstr. 14a.
Loosverläufer in Berlin sowie in der Provinz Brandenburg, Sachsen und Schleswig-Holstein erhalten beste Bedingungen.

Loterie
Am 15. Januar 1886 Ziehung der fünften
Kunstgewerbe-Lotterie des Architekten-Vereins zu Berlin.
Hauptgew.: 10,000, 3000, 2 à 1000, 4 à 500 Mk. etc.
Gesamtverthe der Gewinne
60,000 Mark.
Loose à 1 Mark, auf 10 Loose 1 Freilos — auch gegen Coupons und Briefmarken, empfiehlt und versendet der Loose-General-Debitur [361]
Carl Heintze,
Bankgeschäft, Berlin W., Unter den Linden 3.
(Für frankirte Loose sendung sind 20 Pf., für Einschreiben 40 Pf. beizufügen.)

Die Neue Zeit.
Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.
IV. Jahrgang.
Mit dem 1. Januar 1886 beginnt die "Neue Zeit" den vierten Jahrgang. Die Aufnahme, welche die "Neue Zeit" während ihres dreijährigen Bestehens gefunden hat, liefert den Beweis, daß diese Zeitschrift für weite Kreise des Volks, die das Wesen des Staates und der Gesellschaft kennen zu lernen suchen, ein unabwendbares Bedürfnis geworden ist.
Die "Neue Zeit" betrachtet es als ihre Hauptaufgabe, Klarheit über die Ziele zu verbreiten, welche unsere dringende Zeit sich stellt; sie will zur Lösung der Probleme beitragen, die unserer Epoche einen so eigenartigen Charakter geben.
Der wissenschaftliche Standpunkt der "Neuen Zeit" läßt sich kurz definiren. Seitdem die Menschen begonnen haben, über ihre Stellung zum Weltganzen nachzudenken, haben sie sich in zwei große Lager gespalten: Diejenigen, welche überall nur ein Sein sehen, und solche, denen alles als in beständigem Werden und Vergehen, in fortwährender Umgestaltung und Entwicklung begriffen erscheint. Diese letzte Weltanschauung, welche die großen wissenschaftlichen Errungenschaften der Vergangenheit und Gegenwart gezeitigt hat, vertritt auch die "Neue Zeit". Sie nimmt eine fortbauende organische Entwicklung an wie in der gesammten Natur, so im gesellschaftlichen und staatlichen Leben der Menschheit. Alles steht in ursächlichem Zusammenhang, in unaufhörlicher Wechselwirkung; die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit, die Mutter der Zukunft, und die Gegenwart kann nur erkannt werden durch die Erkenntniß der Vergangenheit, die Zukunft vorausgeschaut nur durch die Erkenntniß der Gegenwart.
Von diesen Grundbegriffen ausgehend, hofft der Herausgeber der "Neuen Zeit" unter Mitwirkung bewährter Kräfte der gestellten Aufgabe gerecht zu werden.
Die "Neue Zeit" zählt unter ihren regelmäßigen Mitarbeitern: Dr. Viktor Adler in Wien, Dr. Edward Aveling in London, P. Axelrod in Zürich, August Bebel, Reichstagsabgeordneter, Eduard Bernstein in Zürich, W. Bloß, Reichstagsabgeordneter, Dr. Heinrich Braun, Professor Dr. Ludwig Büchner, Theodor Curti in Zürich, J. Dirksen in New York, Professor Dr. Dodel-Port in Zürich, Friedrich Engels in London, Leo Frankel, Julius Guesde in Paris, J. Hafstet, Dr. G. Kaler-Reinthal, Minna Kautsky in Wien, O. Köhler, Paul Lafargue in Paris, W. Liebknecht, Reichstagsabgeordneter, Karl Lübeck in Zürich, G. Mandl in Wien, M. v. Meynsburg in Rom, Domala Nieuwenhuis in Haag, Dr. Max Quard, J. Reitenbach, R. Riegg in Zürich, E. Saad, H. Schlüter, Dr. F. Schornlan, Robert Schweichel, J. Skelchley in Birmingham, Dr. A. Stöfel, Dr. Strickler in Zürich, M. Wittich, Johannes Wedde, Professor Salomon Vogel in Zürich, Ossip Zethin.
Die Redaktion befindet sich unter der bewährten Leitung des Herrn **Karl Kautsky**.
Das Januar-Heft des vierten Jahrganges ist soeben zur Versendung gelangt. Der Inhalt desselben ist folgender:
"Staatliche Lohnregelung und die sozialreformerischen Bestrebungen der Gegenwart." Von August Bebel.
"Das Gend der Philosophie" und "Das Kapital". I. Von Karl Kautsky.
Parlamentarisches. Von Wilhelm Wiener.
Wassili Wereschagin. Von Wilhelm Wiener.
Die Wahlen in England.
Literarische Rundschau: Theodor Mommsen, Römische Geschichte. Von Johannes Wedde. — Prof. Dr. F. Huber, Die Philosophie in der Sozialdemokratie. — W. L. Dirichlet, Das verdammte Geld.
Notizen: Die landwirthschaftlichen Betriebe in Deutschland. — Der Kapitalismus in der Vogelwelt.
Abonnements-Bedingungen. Alle Buchhandlungen und Kolporteurs, sowie die Postanstalten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz nehmen Abonnements-Bestellungen von Mk. 1.50 pro Quartal entgegen. Direct unter Kreuzband bezogen Mk. 1.80 pro Quartal. Preis des einzelnen Heftes 50 Pf. — Die "Neue Zeit" ist im Postzeitungs-Katalog Nachtrag II unter Nr. 3634 aufgeführt.
Einer recht regen Theilnehmung am Abonnement steht entgegen
J. H. W. Diez in Stuttgart.

DIE BUCHDRUCKEREI
VON **MAX BADING**
BERLIN SW., Beuth-Strasse 2
empfehl ich zur Anfertigung von
Drucksachen aller Art
insbesondere:
Preis-Couranten, Illustrirten Catalogen, kaufmännischen Statuten, Werken, Broschüren, Quittungsbüchern, Rechnungen, Flugblätter, Actien, Coupons, Placaten, Briefköpfe, Adress- u. Visitenkarten, allen Etiquetten, etc. etc.
Die Druckerei verfügt über ein grossartiges Material in den modernsten stvillsten Schritten, ist im Besitze von einfachen und doppelten Schnellpressen neuester Construction sowie der praktischsten Hilfsmaschinen, wodurch dieselbe in den Stand gesetzt ist, in kürzester Frist die grössten Aufträge bei billigster Preisabrechnung zu erledigen.